DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 54

DM 1,50

Oesterr. S 12; Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 3 inkl. moms
Italien L 500; Spanien Pts 40
Printed in Germany

Femgericht der Kugelköpfe



Nr. 54

Femgericht der Kugelköpfe

Dr. Clark Longfield stieg langsam die Treppe empor.

Er wirkte müde und abgeschlagen. Longfield, seit neun Jahren Chefarzt der Klinik, sah um Jahre gealtert aus.

Nachdenklich und ernst verließ er zu vorgeschrittener Stunde den Keller. Hier unten hatte er sich vor gut zwei Jahren einen Raum eingerichtet, der stets verschlossen war, zu dem nur er die Schlüssel besaß und über den niemand hier in der Klinik etwas Näheres wußte.

Longfield fühlte sich schwach und abgeschlagen, er führte seinen schlechten Zustand auch darauf zurück, daß er voll im Streß stand und nichts für seine körperliche Ertüchtigung tun konnte.

Vor zwei Jahren war das noch anders gewesen.

Da trieb er regelmäßig Sport und hielt sich damit fit.

Außer der täglich einfallenden Arbeit in der Klinik gab es etwas, das ihn viele Stunden seiner Zeit kostete: das Geschöpf im Keller, von dem niemand außer ihm etwas wußte.

Longfield atmete tief durch.

Der Korridor lag mattbeleuchtet vor ihm. Stille herrschte in den Krankenzimmern. Um diese Zeit – wenige Minuten nach Mitternacht – spielte sich hier nicht mehr viel ab.

Die Klinik, die einer privaten Gesellschaft gehörte, nahm keine Schwerkranken auf. Hier kamen nur Frauen zur Entbindung. Es handelte sich um eine Spezialklinik für Gynäkologie.

Die Räume, wo die Neugeborenen lagen, waren schallisoliert. Über Fernsehkameras wurden die Betten der Säuglinge überwacht.

Longfield, jetzt Mitte Vierzig, arbeitete am Tag zwischen zwölf und vierzehn Stunden.

Er drückte fast lautlos die Tür ins Schloß. Wenige Schritte neben dieser Tür gab es den Aufzug. Den hatte er früher immer benutzt, wenn er nach unten wollte. Jetzt zog er das Treppenlaufen vor.

Der Arzt warf einen Blick in die Wachstation, wo die Nachtschwester ihren Dienst versah.

Schwester Jane wandte den Kopf, als Longfield eintrat.

»Sie sind immer noch hier, Doktor?« fragte sie verwundert.

Longfield nickte. Er nahm Platz im Sessel vor dem Fenster. »Wie Sie sehen, Schwester – ja.«

»Sie ruinieren Ihre Gesundheit, Doc.«

Er zuckte die Achseln, lehnte sich zurück und schloß halb die Augen. »Manchmal nimmt die Arbeit kein Ende, Schwester.«

Sie wußte nicht, daß er aus dem Keller kam. Schwester Jane nahm offensichtlich an, daß er sich bis jetzt in seinem Arbeitszimmer aufgehalten hatte.

Absichtlich tat er so, als ob er dort länger als normal zu tun hatte. Auch wenn er abends nicht mehr arbeitete, ließ er das Licht brennen, und ein Schild vor der Tür kündete davon, daß er nicht gestört

werden wollte.

Seine lange Anwesenheit in der Klinik erklärte sich auch daraus, daß Dr. Longfield an einem Buch arbeitete, über das er nichts Näheres hatte verlautbaren lassen.

Er preßte die Augen zusammen und rieb sie sich.

»Dann werde ich Sie jetzt nicht länger mit meiner Anwesenheit irritieren, Schwester«, bemerkte er trocken und erhob sich ruckartig. »Am liebsten würde ich jetzt hier sitzen bleiben und gar nichts mehr tun. Aber bis nach Hause werde ich wohl noch kommen.«

Dr. Longfield hatte manchmal eine merkwürdige Art an sich. Da sagte er einfach etwas, von dem man nicht wußte, ob man sich darüber amüsieren oder es ernstnehmen sollte.

Longfield wohnte nur wenige Schritte von der Klinik entfernt. Jenseits des Parks gab es einen kleinen Hügel, wo mehrere Bungalows standen. Einer dieser Bungalows gehörte dem Junggesellen.

Das Gelände lag ungefähr sechshundert Meter vom Krankenhaus entfernt.

»Irgendwelche Komplikationen sind wohl kaum zu erwarten«, murmelte er beiläufig und wie in Trance, als befände er sich mit seinen Gedanken ganz woanders. »Mrs. Beverton schläft auch ruhig?«

»Ja. Sie hatte am späten Abend noch mal heftige Schmerzen. Ich habe ihr eine Spritze gegeben. Seither schläft sie ruhig und tief. Ich war vor wenigen Minuten nochmal bei ihr im Zimmer. Es ist alles in Ordnung, Doc.«

Longfield nickte. »Dr. Harries weiß ja Bescheid…« Er ging. Die Blicke der dunkelhaarigen Schwester verfolgten ihn.

Jane Osly war verwundert. Das sah man ihr an. Longfield machte einen abwesenden und unkonzentrierten Eindruck. So stark wie heute war ihr das noch nie aufgefallen.

Es schien, als ob er noch etwas sagen wollte, aber dann unterließ er es doch.

Die schlanke, gutaussehende Jane ging noch bis zur Tür des Raumes, von dem aus sie auch über die Monitore die Säuglinge beobachten konnte, und blickte dem Chefarzt nach, wie er zum Ausgang eilte.

Schlüssel rasselten.

Als Longfield sie betätigen wollte, wankte er und hielt sich an der Klinke fest. Der Arzt lehnte sich gegen den Türrahmen. Die junge Krankenschwester reagierte sofort.

Sie lief hastig auf Longfield zu.

»Doktor. Ist Ihnen nicht gut? Sie sehen – ganz blaß aus, soll ich…«

Er hüstelte trocken und atmete tief durch. »Nicht nötig. Lassen Sie Harries schlafen! Vielleicht wird er nochmal nötiger gebraucht.«

»Aber Sie…«

Der Doc winkte ab.

»Es geht mir schon wieder besser. Danke für Ihr Anerbieten, Schwester! Ein kleiner Schwächeanfall. Man sollte eben nicht übertreiben. Unseren Patienten geben wir die besten Ratschläge – aber man selbst schlägt immer wieder über die Stränge.« Er versuchte zu lächeln. Es mißlang.

Dr. Longfield löste sich vom Türpfosten, öffnete die Tür und ging hinaus. Die kühle, frische Nachtluft fächelte sein bleiches Gesicht.

Er sagte kein weiteres Wort und wandte sich nicht mehr um.

Wie ein alter Mann, dachte Schwester Jane, als sie ihm nachsah. Er hat sich verändert. Was ist nur los mit ihm?

Ihr kam es so vor, als würde sein Körper durch ein schleichendes, rätselhaftes Gift ausgehöhlt.

*

Schwester Jane Osly beobachtete den Arzt, bis er mit der Dunkelheit eins geworden war.

Dann wandte die Frau sich ab, verhielt kurz im Schritt und schien nachzudenken. Einige Minuten später lief sie den Korridor entlang und klopfte zaghaft an eine Tür.

Sie wartete erst gar nicht ab, ob sich jemand meldete. Behutsam drückte sie die Klinke herab.

»Du kannst herauskommen«, wisperte sie. »Er ist weg.«

In dem kleinen, dunklen Abstellraum bewegte sich ein Schatten. Ein Mann zog die Tür nach innen und schlüpfte durch den sich verbreiternden Spalt.

Der Fremde war hager, hatte dunkles, borstiges Haar und einen schmalen Lippenbart. Der Mann wirkte nervös.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, flüsterte Jane Osly.

»Ist die Luft wirklich rein?« fragte der andere. Seine Augen bewegten sich unruhig hin und her.

»Ja, du kannst unbesorgt sein, Ted.« Schwester Jane schüttelte den Kopf. »Du wirst doch jetzt nicht kneifen?«

»Mhm, natürlich nicht. Nun bin ich schon mal hier, da gibt's auch kein Zurück mehr.«

Sie beugte sich ein wenig nach vorn. Ihre Lippen berührten sich. Er legte die Hand um ihre Hüften und zog sie enger an sich.

»Nicht jetzt, nicht hier«, stieß sie hervor. »Nachher. Erst die Arbeit, Ted!«

Sie gingen den Korridor entlang. Ted Hasker blieb wie ein Schatten an ihrer Seite.

Er überragte Jane Osly um Haupteslänge und bewegte sich mit sportlich federnden Schritten.

Hasker war siebenundzwanzig, ein Jahr älter als die gutaussehende Krankenschwester.

»Und was ist mit Harries?« wollte Hasker wissen, als sie sich in Höhe des Schwesternzimmers befanden, wo Jane sich informierte, ob noch alles in Ordnung war. In der Säuglingsstation herrschte Ruhe, nirgends brannte ein Ruflicht.

»Komm«, sagte sie einfach. Er folgte ihr.

Jane Osly führte ihn zum Kellereingang, öffnete die Tür, griff nach dem Schalter und knipste das Licht an. Die Neonlampen flackerten kurz hintereinander auf und beleuchteten die kahlen, glatten Wände.

Wortlos ging Jane Osly ihm voraus, blieb an der untersten Treppe stehen und deutete auf die vordere Tür.

»Die ist es, Ted. Ich würde dich gern begleiten, aber das geht schlecht. Wenn etwas passiert und ich bin nicht auf meinem Posten, gibt es Probleme. Du bist hier unten vollkommen sicher. Um diese Zeit kommt kein Mensch mehr hier durch. Ich will endlich wissen, was Longfield seit langer Zeit dort treibt. Es gibt ein Geheimnis, davon bringt mich keiner mehr ab. Vielleicht sind wir einer lukrativen Sache auf der Spur, Ted?«

Der Mann grinste. »Meinst du, er ist Agent, der für eine fremde Macht in einem geheimen Labor eine neue Substanz entwickelt?« Hasker lachte leise. »Die besten Voraussetzungen sind ja vorhanden, wenn man die Dinge im rechten Licht betrachtet. Hier in einer Entbindungsklinik vermutet doch kein Mensch einen verhinderten Forscher, der sich heimlich im Keller einschließt…«

Er ging die Stufen nach unten. Jane drückte die Tür wieder ins Schloß und kehrte auf ihre Wachstation zurück.

Die junge Krankenschwester war ruhig. Alles war bis ins letzte besprochen und vorbereitet. Doc. Harries schlief eine Etage höher, hier in der Klinik wurde kein Mensch Zeuge der Dinge, die sich eigentlich aufgrund ihrer Initiative abspielten.

Da konnte einfach nichts schiefgehen.

Sie irrte – und hatte ihre Rechnung ohne die Kugelköpfe gemacht, von deren Existenz Jane Osly nichts ahnte.

*

Die Stille war erdrückend.

Hasker hatte das Gefühl, der einzige Mensch in diesen Mauern zu sein.

Er zog den Schlüssel aus der Tasche, lautlos und langsam, als müsse er besonders vorsichtig sein.

Er stand vor der graugestrichenen Metalltür und hielt den Atem an. Zuerst legte er lauschend das Ohr an die Tür.

Kein Geräusch…

Ted Hasker drehte den Schlüssel in der Hand.

Ein Nachschlüssel. Mit einer Plastilinmasse hatte Jane Osly einen Abdruck vom Schloß genommen und den Schlüssel anfertigen lassen. Seit zwei Tagen wartete Hasker auf seine Chance.

Jane hatte heute abend das Signal gegeben.

Als sie ihren Schichtwechsel vornahm und die Kollegin ablöste, war er wenig später in der Klinik aufgekreuzt. Jane hatte Hasker in einem Abstellraum verborgen gehalten, bis sie sicher war, daß Longfield sich außer Haus befand.

Nur war er hier, und es würde herauskommen, was Doc Longfield in seiner Freizeit Geheimnisvolles trieb.

Hasker steckte den Schlüssel ins Schloß und wollte ihn umdrehen, als er eine erstaunliche Entdeckung machte: Die Tür war überhaupt nicht abgeschlossen!

Die Klinke ließ sich ohne weiteres herabdrücken, und lautlos schwang die schwere, gut geölte Metalltür nach innen.

Dahinter war ein finsterer Raum.

Das Licht, das vom Kellerkorridor in den Raum fiel, schuf eine zwielichtige Dämmerung, in der die Umrisse des Mobiliars gerade noch zu erkennen waren.

Ted Haskers Augen verengten sich, als er neugierig und aufmerksam nähertrat.

Er passierte die Türschwelle, warf einen schnellen Blick zurück und zog dann die Tür zu, nachdem er den Lichtschalter gleich neben dem Türpfosten entdeckt hatte.

Ted Hasker wollte erst die Tür verschließen, ehe er Licht einschaltete.

Diesen Raum hier unten mußte er sich unbedingt näher ansehen.

Da gab es richtige Möbel! Schränke, einen Tisch, Sessel, eine Couch, Regale, die gefüllt waren mit Büchern…

Das alles hatte er in dem schummrigen Licht flüchtig wahrgenommen.

Nichts, was an ein geheimes Labor im Stil einer mittelalterlichen Alchimistenküche oder gar eines Labors á la Frankenstein erinnert hätte.

Ein ganz normaler Wohnraum!

Haskers Hand lag schon auf dem Schalter. Aber er kam nicht mehr dazu, ihn zu betätigen.

Aus der Dunkelheit kamen die Schatten…

Bewegung! Geräusche! Atem!

Hasker erstarrte und warf sich herum, instinktiv die Gefahr wie ein Tier witternd.

Es zischte durch die Luft.

Ein Schwert! Eine – Peitsche?!

Er konnte es nicht sagen, er sah es nicht.

Ted Hasker handelte mechanisch. Er duckte sich. Das rettete ihm das Leben. In diesem Moment noch.

Im Fallen rutschte er an der Wand entlang. Etwas warf sich über ihn.

Ein schwerer, ölglänzender, halbnackter Körper…

Hasker schlug zu und trat um sich.

Hände griffen nach ihm.

Er erhielt einen Schlag mitten ins Gesicht. Der Faustschlag warf seinen Kopf zurück.

Der Mann stöhnte. Sein Herz jagte und der kalte Schweiß brach ihm aus.

Der junge Eindringling versuchte sich panikartig zu erheben, wurde aber daran gehindert. Sein Gegner packte ihn am Kragen und riß ihn mit Gewalt empor.

Ted Hasker verlor förmlich den Boden unter den Füßen.

Wie eine Marionette, die sich nicht wehren konnte, wurde er an die Wand gepreßt.

Er berührte mit dem Rücken den Lichtschalter.

Klick… machte es, und der Schalter schnappte ein. Licht flammte auf.

Hell und gleißend.

Hasker schloß im ersten Moment die Augen.

Dann öffnete er sie wieder. Langsam, spaltbreit… er konnte nicht fassen, was er schließlich zu sehen bekam.

Die Hölle schien ihre Pforte geöffnet zu haben.

Ein unheimlich anzusehendes, fremdartiges Wesen stand vor ihm.

Der dicke Kopf wirkte starr und ausdruckslos, war kugelförmig. Im Gesicht fielen auf die beiden runden, auseinanderstehenden, tiefliegenden Augen, in denen es kalt glitzerte. Das Maul war breit und nahm fast die untere Hälfte des eindrucksvollen Schädels ein. Dicht stehende, dolchartige Zähne verliehen diesem Maul etwas Haifischähnliches.

Hasker stöhnte und wußte nicht, wohin er zuerst blicken sollte.

Der echsenartige Kamm auf dem kahlen, runden Schädel war ein weiteres bemerkenswertes Attribut, das seine Phantasie anregte.

Fauchender, heißer Atem schlug ihm entgegen. Das Wesen hatte keine Ohren und keine Nase. Es atmete ständig durch das weitgeöffnete, mit spitzen Zähnen besetzte Maul.

»Garco… wo ist Garcos Sohn?« preßte der Unheimliche zwischen seinen Zähnen hervor.

Die Hände des Unheimlichen legten sich enger um Haskers Hals.

»Garco… wer… ist Garco?« hörte Ted Hasker sich krächzen.

»Frag' nicht so dumm! Wir töten dich, wenn du es uns nicht umgehend sagst«, bekam er zu hören.

Wir? echote es in Haskers Hirn. Er wußte nicht mehr, was er denken und fühlen sollte. Alles wirbelte wild durcheinander.

»Ich weiß nicht, was ihr von mir wollt… wer ihr seid«, brachte er mühsam hervor und wünschte sich, daß dieser Alptraum jeden Augenblick zu Ende ging. Der starke, herzlose Zugriff um seine Kehle schmerzte ihn. Er sog die Luft ein. Aber sie wurde ihm knapp.

»Ich bin Tlac… aber das ist uninteressant für dich.«

Außer Tlac – waren noch mehr da.

Hinter verschleierten Augen nahm Hasker sie wahr.

Zwei weitere Kugelköpfe standen schräg hinter dem, der seine Kehle umschlossen hielt.

Was hatte das alles zu bedeuten? Wohin war er hier geraten?

Das Geheimnis des Dr. Longfield – war es das?

Experimentierte er wie einst Baron von Frankenstein mit menschlichen Leichen?

Nein! Er widerrief im gleichen Augenblick, als ihm dieser Gedanke gekommen war, seine eigenen Überlegungen.

Ungeheuer… dämonische Wesen hielten ihn hier fest. Mutationen?

Das konnte es eher sein.

Hier in diesem Haus wurden Kinder geboren, Tag für Tag. Veränderte Erbanlagen – durch radioaktive Strahlungen, Umweltverschmutzung, Nahrungsmittelgifte usw. – waren heute nicht mehr abzustreiten.

War dies daraus geworden?

»Ich weiß nicht… laßt mich los… ich tue euch doch nichts, ich…« Er brachte keinen Laut mehr heraus. Die Kugelköpfe drückten ihm die Kehle zu.

»Ich habe dir eine einzige Frage gestellt, und die will ich beantwortet haben. Dein Gezeter interessiert uns nicht. Ich lasse dich auf der Stelle los, wenn du mir sagst, wo Garcos Sohn sich aufhält.«

Ted Hasker schüttelte nur den Kopf. Der andere verringerte seinen Druck, um ihm die Möglichkeit zum Sprechen zu geben.

Mit wundem Hals entgegnete Hasker: »Ich weiß nichts… so glaubt mir doch… ich habe nie etwas von ihm gehört, ich weiß nicht… wen ihr sucht…«

»Du lügst!«

Das waren die letzten Worte, die Ted Hasker in seinem Leben hörte.

Dann ging alles blitzschnell.

Er enthielt einen Kinnhaken, der seinen Kopf emporriß.

Dann wurde er losgelassen.

Halb blind vor Schmerz, Zorn und Schwäche taumelte Ted Hasker

nach vorn. Da trat einer der beiden anderen Kugelköpfe vor. Er hielt ein breites Kampfschwert in der Hand, das er ruckartig nach vorn stieß.

Ted Hasker lief genau hinein und wurde durchbohrt.

*

Schwester Jane warf einen Blick auf die Uhr.

Seit einer halben Stunde hielt Ted sich nun schon im Labor des Dr. Clark Longfield auf. Offenbar war es doch interessant genug, um dort soviel Zeit zu verwenden.

Jane Osly fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen.

Was sie seit langem ahnte, schien sich in der Tat zu bestätigen: Mit Dr. Longfield stimmte etwas nicht. Er hatte ein Geheimnis. Es gab eine Menge Gerüchte im Umlauf, aber etwas Genaues wußte niemand. Und niemand hatte auch den Mut herauszufinden, was hinter Longfields aufreibender Arbeit wirklich stand.

Nur Jane hatte diesen Mut aufgebracht.

Sie sah aus wie ein Engel: sanft, von beinahe mystischem Liebreiz. Aber sie hatte es in sich! Sie verstand es, ihre Umwelt zu täuschen. Sie war neugierig und bereit, Longfield zu erpressen, wenn sich durch ihren Freund Ted herausstellen sollte, daß es dort unten im Keller wirklich etwas gab, was das Licht der Öffentlichkeit scheuen mußte.

Ein Geräusch riß sie aus ihren Gedanken.

Schritte…

Gleichmäßig und leise.

Ted?

Jane Osly erhob sich und warf einen Blick um den Türpfosten. Leer und still lag der Gang. Abgeblendet war das Korridorlicht.

Niemand kam. Die Schritte entfernten sich Richtung Ausgang.

Die Krankenschwester erhob sich abrupt.

Ihr Atem stockte.

Longfield! schrie es in ihrem Bewußtsein. War er nochmal zurückgekommen?

Sie lief aus dem Raum.

Im gleichen Augenblick hörte sie die Schritte nicht mehr.

Sie starrte vor zum verglasten Ausgang. Dort bewegte sich nichts. Die Tür war verschlossen.

Ted? Hatte er Unsinn gemacht?

Da tat sie etwas, was sie eigentlich nicht tun wollte. Sie lief zur Kellertreppe.

»Ted?« rief sie leise nach unten.

Keine Antwort erfolgte.

Da eilte sie die Stufen hinab. Schnell und überhastet, um so wenig

Zeit wie möglich zu verbrauchen.

Mitten auf der Treppe blieb sie plötzlich stehen und schalt sich im stillen eine Närrin.

Jane war nervös. Das Ganze ging doch nicht so einfach, wie sie sich das vorgestellt hatte. Ihr Nervenkostüm war zarter gestrickt, als vermutet. Sie wußte, daß sie etwas Unrechtes tat.

Sie hastete durch den Gang.

Links und rechts waren andere Gänge und Türen. Ein kahler Keller, der sie stets an ein Labyrinth erinnerte. Hier unter der Erde lagen die Behandlungs- und Massageräume, ferner der umfangreiche Heizungskeller, wurden Geräte und Medikamente aufbewahrt…

Jane Osly erreichte die graugestrichene Metalltür.

Sie sah durch die Türritzen Licht.

Ohne anzuklopfen, drückte sie die Klinke herunter und stieß die Tür nach innen.

Sie wollte noch schreien. Aber namenloses Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Sie sah einen Kugelkopf, ein fremdartiges, dämonisches Geschöpf ohne Nase, ohne Ohren. Als einzige Sinnesorgane waren die kugelrunden, wimpernlosen Augen, die dunkel und feucht glitzerten, anzusprechen.

Das unheimliche Wesen trug eine Hose und ein dunkelkariertes Sporthemd, das nicht zugeknöpft war und die bronzefarbene, muskulöse Brust des unheimlichen Fremden sehen ließ.

Der Schädel mit dem starren Echsenkamm ruckte in die Höhe. Die runden Augen richteten sich auf Jane Osly.

Die Krankenschwester stand da, als hätte sie Wurzeln geschlagen, als würde ihr Körper in diesen Sekunden zu kaltem Stein erstarren.

Ted! Er lag auf dem Boden… In seinem Blut… Tot!

Der Unheimliche – hatte ihn getötet.

Das alles war zuviel für sie.

Ihre Stimmbänder versagten ihr den Dienst. Wie eine eisige Flutwelle schoß das Blut durch ihre Adern, und die Gefäße verkrampften sich schockartig.

Jane Osly verdrehte die Augen und brach zusammen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Der Mann mit dem Kugelkopf sprang im gleichen Moment auf sie zu.

*

Die Sonne hatte Mühe, durch die dichte Wolkendecke zu kommen.

Es war neun Uhr morgens, wurde aber nicht richtig hell.

In Dayton war Alltag.

Die Einwohner gingen ihrer Arbeit nach wie überall in der Welt.

Außerhalb der lebenserfüllten Stadt stand inmitten eines alten Parks ein dreistöckiges Gebäude. Die wenigsten Einwohner von Dayton kannten diesen Platz oder wußten überhaupt, welche Bedeutung dieses Palais mal gehabt hatte.

Um die Jahrhundertwende erbaut, war es einst Wohnsitz eines Diplomaten. In diesem Haus hatte es viele Empfänge und große Gesellschaften gegeben.

Der ehemalige Besitzer war ein Freund großer Gala-Abende in einer Umgebung ideenreicher Architektur und Kunst.

Die hohen Fenster zeugten schon von außen her von der Großzügigkeit der Räumlichkeiten, die Erker und Balkone ließen ahnen, wie verwinkelt das Innere des Bauwerks war, daß es zahllose kleine und große Räume geben mußte.

Vor kurzer Zeit erst war das ziemlich verwahrloste Gebäude wieder restauriert worden. Nachdem es in den Besitz des New Yorker Verlegers Richard Patrick übergegangen war.

Patrick war mehrfacher Millionär. Die Zeitschriften und Magazine mit den höchsten Auflagen kamen aus seinem Haus.

Patrick hatte ein Hobby. Die Erforschung des Okkulten, Parapsychischen und Übersinnlichen in der Welt.

Er gab eine Zeitschrift heraus, die unter der Bezeichnung ›Amazing Tales‹ die Grenzgebiete der Wissenschaft erforschte und schon zu einigen erstaunlichen Ergebnissen gekommen war.

Der Verleger, der speziell für dieses Magazin, das in der ganzen Welt vertrieben wurde, eigene Berichterstatter und Korrespondenten in allen Teilen der Erde beschäftigte, war vor kurzem dazu gekommen, eine private parapsychische Gesellschaft zu gründen. Mit deren Hilfe wollte er weitere Erkenntnisse sichern.

Die Gesellschaft, die sich ganz auf die Erforschung und vor allem auch Wiederholbarkeit parapsychischer Phänomene spezialisiert hatte, war in dem wiedererrichteten Palais untergebracht.

Fünf Personen, deren Namen internationalen Rang besaßen, hielten sich hier auf. Patricks Mittel ermöglichten die Arbeit. Er hatte für die Anschaffung der Instrumente und Geräte gesorgt, seine Mittel ermöglichten es, daß die Gruppe hier überhaupt leben und arbeiten konnte.

An diesem Morgen gab es außer den fünf Mitarbeitern und Richard Patrick noch eine siebte Person, die sich seit zwei Tagen im Palais als Gast aufhielt.

Der Mann war von sympathischem Äußerem, wirkte offen und weltgewandt. Wenn man ihn sah, hatte man das Gefühl, in ihm sofort einen Freund zu haben, der ein offenes Ohr hatte für die Probleme anderer.

Der Mann hatte ein braungebranntes Gesicht, blondes Haar und eisblaue Augen. Markante Züge…Björn Hellmark alias Macabros saß Richard Patrick am Frühstückstisch gegenüber.

Der Mann, der bereits zum zweiten Male lebte, und in einer fernen Zeit auf der Inselwelt Xantilon als Kaphoon bezeichnet wurde, griff nach der Kaffeetasse und nahm einen Schluck des heißen, dampfenden Getränks.

Hellmark hatte sich noch vor kurzem in New York aufgehalten und dort in dem großen Verlagsgebäude erfahren, daß Richard Patrick sich angeblich auf einer Weltreise befände. Erst später war er dahintergekommen, daß sein Freund sich in Dayton aufhielt, was nicht bekannt gegeben werden sollte.

Kürzlich hatte er in Dayton ein Abenteuer erlebt, was ihm bewies, daß sein Aufenthalt in der spiegelverkehrten Welt des Blutsiegels etwas in Gang setzte, wovon er bis zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung gehabt hatte.

Am Ende seines Aufenthaltes, den er nicht nur durch eigenes Geschick, sondern durch die Hilfe des sympathischen Grauen Riesen Bho-Ktha und der Tempelgöttin aus Tschinandoah erreicht hatte, fand er einen flachen Stein, der vor einer unendlich lagen Zeit von einem nach heiligen Gesetzen lebenden Mann auf den Grund des Schachtes geworfen worden war.

Zu all den Geheimnissen, mit denen er seit seiner Begegnung mit dem Zauberpriester Al Nafuur konfrontiert worden war, kam ein neues, nicht minder rätselhaftes hinzu.

Björn Hellmark hatte seinem Freund Patrick jenen flachen, blätterförmigen Stein gezeigt, mit dem es seine besondere Bewandtnis hatte. Kaum, daß er nach seiner Rückkehr aus einer jenseitigen Welt die Molochos voll beherrschte, von Marlos aus in das von Leben erfüllte New York zurückgekehrt war, hatte alles begonnen. Die Jagd auf den flachen, geheimnisvollen Stein…

Es war ihm gelungen, den dämonischen Widersacher zu überlisten und zu vernichten. Dabei war herausgekommen, daß nicht nur sein Name auf der Abschußliste einer Verschwörergruppe aus dem Reich der Finsternis stand. Auch der Name Richard Patrick war dort erwähnt gewesen.

Durch die Notizen im Buch des Dämons, der sich Brian Adams genannt hatte, war Hellmark erst von den Veränderungen informiert worden, die sich während seines Aufenthaltes in einer anderen Dimension ergeben hatten.

Richard Patrick war bedroht – wie er es auch war. Die Dämonen wollten seinen Tod, weil er sich zu sehr um sie kümmerte.

Unmittelbar nachdem er gemeinsam mit dem PSA-Agenten Larry Brent das gefahrvolle Abenteuer um Rha-Ta-N'my überstanden hatte,

begann er mit der Suche nach dem Palais am Stadtrand von Dayton.

Vor zwei Tagen schließlich hatte er Patrick endlich gefunden, und sie waren sofort in einen umfassenden Gedankenaustausch getreten.

Patrick konnte sich nicht erklären, was er mit den Vorfällen um Hellmark und vor allem um den rätselhaften Stein aus der Spiegelwelt Molochos' zu tun hatte.

Vergebens deuteten sie herum.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte Björn Hellmark immer noch nicht, daß sich während seiner Abwesenheit aus der dritten Dimension einiges getan hatte, was nicht mal seinem Freund Patrick bewußt war.

Die Veränderung bestand in der Psyche Patricks und der fünf Mitarbeiter, die Björn freundlich gesinnt waren und die er hier kennengelernt hatte.

Er ahnte nicht, daß die Dämonen ihn bewußt hierher gelenkt hatten, damit es zum Zusammentreffen mit Patrick kam.

Durch den Verrat des Mitarbeiters Frank Holesh, der sich freiwillig auf Molochos' Seite geschlagen hatte, war eine lebensgefährliche Situation entstanden, die Hellmark nicht im geringsten ahnte.

Alle fünf Mitarbeiter, die ihren Sinn darin sahen, die Geheimnisse des Jenseits und der Finsternis aufzuspüren, standen unter der Kontrolle und dem Einfluß molochos'schen Geistes.

Sie alle waren Menschen geblieben. Nichts in ihrem Aussehen unterschied sie von vorher. Und doch waren sie nicht mehr dieselben wie noch vor wenigen Wochen.

Ihre Psyche war anders.

Eine Art Wahnwitz-Hypnose hatte ihr Unterbewußtsein fest in der Klammer. In dem Augenblick, da Patrick oder einer seiner Mitarbeiter spürten, daß sie es mit jemand zu tun hatten, der über übersinnliche Fähigkeiten verfügte, der ihre Hilfe brauchte – entwickelten sie sich zu Feinden.

Eiskalt plante ihr Unterbewußtsein, ohne in Kontakt mit dem Bewußtsein zu treten, dann die Vernichtung oder die Auslieferung an die Mächte der Finsternis.

Dies war eine Tatsache, die Hellmark unbekannt war.

Er meinte, einem Freund gegenüberzusitzen, und es war in Wirklichkeit sein großer Feind, der ihm freundlich ins Gesicht lächelte, der sich mit ihm unterhielt, mit ihm Pläne entwickelte – und in dessen Unterbewußtsein gleichzeitig die Überlegungen abliefen, wie man Hellmark am besten ins Verderben schicken konnte…

*

Björn Hellmark nahm den flachen Stein an sich, den Patrick nun schon zum wiederholten Mal eingehend betrachtet hatte.

Das an ein bizarr geformtes Blatt erinnernde Objekt schimmerte grün, als wäre es mit einem hauchdünnen Schimmelpilz überzogen.

Das besondere Merkmal des Steines war das Porträt eines fischgesichtigen Herrschers, der ein Zepter in der Hand trug. Der ganze Stein ringsum, einschließlich der zerklüfteten, ausgebrochenen Zacken war bedeckt mit seltsamen magischen Zeichen und Hieroglyphen.

»Tut mir leid«, meinte Patrick. »Ich weiß nichts damit anzufangen. Den einzigen Rat, den ich dir geben kann: versuch’s mit einem Sprachgelehrten.«

»Ich denke die ganze Zeit schon an Merthus«, erwiderte Björn. »Ich werde auch auf dem schnellsten Weg Kontakt zu ihm aufnehmen. Zuerst aber war es mir wichtig, mit dir zu sprechen, zu hören, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat. Die Ungewißheit, die noch immer herrscht, gefällt mir nicht, Richard.«

»Mir auch nicht, Björn.« Patrick leerte den Kaffeerest aus seiner Tasse und schenkte sich neu ein.

Sie hielten sich beide im Arbeitszimmer Richard Patricks auf, das mehr einer umfangreichen Bibliothek glich. Ringsum vollgefüllte Regale. Bücher aus allen Jahrhunderten, Enzyklopädien aus aller Welt, und abgeheftete Zeitungsausschnitte – ebenfalls aus allen Teilen der Welt – waren das zentrale Archiv, dessen Patrick sich bediente, um den Geheimnisvollen aus einem anderen Reich auf die Spur zu kommen.

Für ihn gab es nicht mehr den geringsten Zweifel, daß die Erde einst von Dämonen besiedelt war, daß es in grauer Vorzeit schon Besuche von fremden kosmischen Wesen gab, die entweder in Kontakt mit diesen Urgeschöpfen standen oder sie ganz und gar hierher schleppten, während es andererseits auch eindeutige Hinweise darauf gab, daß Besucher versuchten, die Außerirdischen zu vertreiben. Was sich im einzelnen in jener Urphase wirklich abgespielt hatte, ließ sich vorerst nicht nachvollziehen, obwohl es außerordentlich wichtig gewesen wäre.

Die Vergangenheit – soviel war Björn Hellmark inzwischen klar geworden – stand in engem Zusammenhang nicht nur mit der Gegenwart, sondern erst recht auch mit der Zukunft. Irgendwann würde sich der Kreis schließen… Anfang und Ende liefen stets ineinander über, und dann würde sich herausstellen, inwieweit der Anfang dem Ende ähnlich war.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft aber lag die Gegenwart, und die mußte gemeistert werden. Denn die Ereignisse der Gegenwart veränderten die der Zukunft.

»Einen Anschlag hat man bereits auf mich verübt, Richard«, sagte Björn, während er den flachen, grün schimmernden Stein mit dem Bild

des Herrschers aus der Tiefe wieder an sich nahm. »Dabei wird es erfahrungsgemäß nicht bleiben. Ich bin gewarnt und darauf eingestellt. Irgendwer ist aufs Höchste interessiert daran, mir diesen Fund wieder abzunehmen. Das muß einen verdammt wichtigen Grund haben, den ich schnellstens herausfinden möchte.«

Er schob seine Tasse zurück und erhob sich.

Er ging in dem Büro auf und ab, blieb hin und wieder vor einem der hohen Regale stehen und ließ den Blick über die Buchrücken schweifen. Er nahm das eine oder andere Buch heraus, blätterte gedankenversunken darin und schien seine Umgebung völlig vergessen zu haben.

Es gab Bücher über versunkene Reiche, es wurden Zeugen aus jener unerforschten Vergangenheit vorgestellt. Auch Schriftzeichen und Symbole. Aber in dem Buch, das er gerade in der Hand hielt, fand sich nichts, was den Symbolen und Schriftzeichen auf dem flachen, grün schimmernden Stein in irgendeiner Weise ähnlich sah.

»Der Herrscher aus der Tiefe«, murmelte Björn Hellmark. »Wer war er – und was für eine Bedeutung hat im Zusammenhang mit diesem Steinamulett der Angriff auf mein Leben? Wenn ich das wüßte, wäre ich um vieles schlauer…«

Richard Patrick, der inzwischen ebenfalls an die Bücherwand zu Hellmark gekommen war, nahm sich auch ein Buch aus dem Regal. In diesem waren zahlreiche Beispiele vergangener Sprachen aufgeführt.

Patrick wollte etwas sagen. Da schlug das Telefon an.

Nach dem zweiten Klingelzeichen war er am Hörer, nahm ihn ab und meldete sich.

»Ja…ah, Laura. Wo brennt's?«

Laura Georgson war Patricks Sekretärin. Die schmiß, in New York den Laden.

Richard Patrick hörte eine Zeitlang stumm zu.

»Einen Moment bitte, Laura. Da geh' ich dir jemand. Dem erzählst du die Geschichte nochmal.«

Er wandte sich um. »Björn…«

»Ja?«

»Der Anruf ist für dich.«

»Für mich?« Hellmark zog die Augenbrauen in die Höhe. Niemand konnte wissen, daß er sich hier aufhielt. Er wollte eine entsprechende Bemerkung machen, aber Richard Patrick schien genau zu ahnen, was jetzt in diesen Sekunden in ihm vorging.

»Es ist eigentlich nur eine Nachfrage. Der Anrufer hatte Glück, daß er dich hier antraf. Unsere Abmachung, daß wir uns New York als zentrale Meldestelle auserkoren haben, scheint ihre ersten Früchte zu tragen.«

Patrick tat geheimnisvoll.

»Wer ist denn am Apparat?« fragte Björn neugierig geworden.

»Im Moment noch Laura, meine Sekretärin. Aber sie wird dir jemand geben…«

Der Verleger reichte den Hörer an Hellmark weiter.

»Ja?« sagte der nur.

»Mister Hellmark?« fragte Laura charmant, aber es klang mehr wie eine Feststellung, und so wartete sie seine Bestätigung gar nicht ab. »Da ist jemand, der Sie dringend sprechen möchte. Eine Sekunde bitte.«

Ein leises Rascheln.

Dann war eine Stimme zu hören. »Hallo, alter Freund? Ich hoffe, du erinnerst dich noch an mich und…«

Was der Gesprächspartner am anderen Ende noch sagte, bekam Björn nicht mit. Die Worte gingen unter in seinem Jubelschrei, den er nicht unterdrücken konnte.

»Rani! Rani Mahay!« brach es aus ihm heraus.

*

Tausend Fragen überfluteten ihn und verlangten nach einer Antwort.

Rani Mahay lebte! Wie war er hierher zurückgekommen in diese Welt? Durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh war es wohl kaum möglich gewesen – wenn doch, dann müßte Rani sich jetzt auf Marlos aufhalten. Von der unsichtbaren Insel aber zwischen Hawaii und den Galapagos aber konnte man nicht so einfach abreisen. Es standen weder ein Schiff noch ein Flugzeug zur Verfügung. Nur mit Hilfe der Bilokation und der Verdoppelung seines Körpers war bisher Hellmark in der Lage, die Insel nach jedem Punkt der Erde hin zu verlassen. Dabei war er aber imstande, andere Personen mitzunehmen.

Wie hatte Mahay den Sprung in die diesseitige, dreidimensionale Welt geschafft?

Dieser Gedanke erfüllte ihn am stärksten und weckte sein Mißtrauen. Dem ersten Ansturm der Freude und des Glücks folgte Mißtrauen und Vorsicht.

Seine Feinde – die Dämonen, Molochos und seine Schergen. Sie waren noch immer aktiv. Bis zur Stunde war es ihm gelungen, Molochos Hindernisse in den Weg zu legen und den Vormarsch zu stoppen, auch einige sichere Brückenköpfe der Dämonenheere zu unterhöhlen und teilweise zu zerschlagen.

Die Gewichte hatten sich verlagert. Molochos’ Sturmlauf war gebremst. Er formierte seine Heere neu und überdachte seine Pläne. Nichts war mehr so wie damals nach dem Angriff der finsteren Mächte auf Xantilon, nach dem Untergang der blühenden Insel.

Die Fronten waren aufgeweicht und in Bewegung geraten. Damit war zumindest etwas erreicht, aber noch lange nichts gewonnen.

Ein Angriff seiner Feinde? Auf eine neue Weise?

Nun, so neu war die Idee nicht, ihn an der Nase herumzuführen. In der Konfrontation mit den Dämonen hatte er schon Schlimmes und Makabres erlebt.

»Wir müßten uns sehen, Björn«, vernahm er Ranis vertraute Stimme. »Es gibt soviel, was wir besprechen müßten. Ich bin so froh, deine Stimme zu hören, so glücklich, daß auch dir es gelungen ist, die Fesseln jener jenseitigen Welt abzulegen, in der Tamuur, der Scharlachrote, das Zepter schwang.«

»Ich komme, Rani«, sagte Hellmark leise. »Ich bin in wenigen Sekunden bei dir. Sag' mir genau, wo du dich aufhältst.«

»Im Moment bei der Sekretärin von Mister Patrick, im Vorzimmer des Chefs.«

»Ich nehme an, Richard hat nichts dagegen, wenn, wir unsere Begegnung in einem der Konferenzsäle stattfinden lassen, Rani.« Er sagte es betont deutlich in die Sprechmuschel, während seine Blicke gleichzeitig Patrick abtasteten, der unmittelbar neben ihm stand und kaum merklich nickte, als er diese Bemerkung machte. »Mister Patrick hat soeben zugestimmt, Rani. Ich nehme an, daß er noch ein paar erklärende Worte an seine Sekretärin richten wird.«

Genau das tat Richard Patrick.

Er ordnete an, daß Laura Georgson das kleine Konferenzzimmer öffnen und den Besucher einlassen sollte.

Dann legte er auf.

Der Verleger und Hellmark blickten sich an.

»Ich muß etwas Wichtiges erledigen«, sagte Björn leise. »Ich hoffe, daß alles seine Richtigkeit hat…«

Er lächelte. »Ich werde noch heute zurückkommen, Richard, und dich informieren.«

Der Verleger nickte.

»Das hoffe ich sehr, Björn. Ich denke doch, du weißt, wo deine Freunde sind, auf wen du dich wirklich verlassen kannst.«

»Ja, das weiß ich, Rich…«

*

Er konzentrierte sich und es fiel ihm leicht.

Unmittelbar neben ihm veränderte sich die Luft. Sie nahm eine milchig trübe Färbung an. Neben Hellmark entstand aus dem Nichts ein heller Körper, der in Größe und Ausdehnung seinem Originalleib glich.

Aber es kam noch anders.

Aus der milchig-trüben ätherischen Substanz entwickelte sich in Sekundenschnelle ein Leib, der sich in nichts mehr von dem Hellmarks unterschied.

Sein Zweitkörper war entstanden, Macabros…

Zwei Hellmarks standen in dieser Sekunde vor Richard Patrick, und sie glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Hätte Patrick die Verdoppelung nicht mit eigenen Augen in allen Einzelheiten mitverfolgen können, er hätte nicht zu sagen vermocht, wer von diesen beiden Macabros oder Hellmark war…

Björn trat einen Schritt zurück. Neben dem Tisch stand ein leichter Lederkoffer, der an einen länglichen Geigenkasten erinnerte. In ihm transportierte Björn das Schwert des Toten Gottes, das ihm schon mehr als einmal die besten Dienste geleistet hatte, wenn es um die dämonischen Widersacher ging.

»Es wird sich herausstellen, wer oder was dahintersteckt«, sagte Hellmark. »Wenn es eine Falle ist, werde nicht ich derjenige sein, der den kürzeren zieht…«

»Sei dir nicht zu sicher«, warnte Patrick ihn. »Sie denken sich immer neue Gemeinheiten aus.«

Macabros nahm Hellmarks Rechte. Mit Hilfe seines Doppelkörpers, der aus einer feinstofflichen, ätherischen Substanz bestand, war er in der Lage, nicht nur jeden Punkt der Erde zu erreichen, sondern er konnte mit diesem feinstofflichen Leib auch seinen Originalkörper an jeden beliebigen Ort versetzen.

Ein Gedanke genügte. Der war schneller als das Licht.

Die Luft schlug fauchend an der Stelle zusammen, wo eben noch Hellmark und Macabros gestanden hatten.

Jetzt war diese Stelle leer, und Richard Patrick war allein…

*

Hellmark kam genau am Ziel an.

Seine neue Umgebung schälte sich aus diffusen Nebeln. Es war ein kleiner Konferenzraum, mit Mahagoni getäfelt. Kostbare Stiche hingen an den Wänden. Die rotbraunen Stühle waren mit grüngefärbtem Leder überzogen.

Hellmark kam mit Macabros etwa an der Stirnseite des Konferenztisches an.

Björn löste Macabros nicht sofort auf, sondern hielt sich an seiner Seite.

Vorn am Fenster stand eine Gestalt, die herumwirbelte, als sie instinktiv spürte, daß sie sich nicht mehr allein im Raum aufhielt.

Der Mann trug enganliegende Blue Jeans und ein offenes Sporthemd. Er war groß, mindestens zwei Meter, breitschultrig und

muskulös.

Prachtvoll glänzte die Vollglatze im faden Sonnenlicht, das dünn durch die Fenster des New Yorker Bürohauses sickerte.

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan!

War er es wirklich?

Hellmark wollte es genau wissen. Es ging alles blitzschnell.

Kaum, daß er aus dem Nichts aufgetaucht war, hielt er schon das Schwert des Toten Gottes in der Hand, das einst für ihn auf Xantilon geschmiedet worden war und das die Jahrtausende unbeschadet überstanden hatte.

»Ich hoffe, du bist mein Freund, eine größere Freude könntest du mir in diesem Moment nicht machen«, sagte er ernst und mit belegter Stimme, während er gleichzeitig einen schnellen Schritt nach vorn machte. »Wenn du es nicht bist, dann fahr zur Hölle!«

Mit diesen Worten stieß er das Schwert des Toten Gottes ruckartig und kraftvoll nach vorn, so daß die Schwertspitze unterhalb des Brustbeins auf den Leib seines Gegenüber stieß.

*

Richard Patrick ging sofort zur Tür, kaum daß Hellmark verschwunden war.

Das aber wurde ihm nicht bewußt.

Wie eine gespaltene Persönlichkeit, so reagierte das mit posthypnotischem Befehl belastete Hirn.

Richard Patrick bewegte sich normal.

Man sah ihm nicht an, daß er in diesen Sekunden andere Empfindungen hatte, daß er anders dachte. Es kam ihm nicht darauf an, Hellmark zu helfen. Genau das Gegenteil war der Fall.

Und so wie er dachten auch die anderen Menschen, die mit ihm hier unter einem Dach lebten und ihrer gewohnten Arbeit nachgingen.

Frank Holesh, der sich freiwillig bereit erklärt hatte, Molochos zu dienen, um damit das teuflische Blendwerk eines genußreichen Lebens auszukosten, war der einzige, der wirklich wußte, worum es ging und was mit den anderen geschehen war. Schließlich hatte er die Freunde nach und nach in den geheimnisvollen Keller gebracht, wo ein Farmer schon um die Jahrhundertwende seltsame Riten durchführte, um die Welt des molochos’schen Blutsiegels näher kennenzulernen.

Das Kollektivbewußtsein stand miteinander in Verbindung. Patrick empfing Gedanken und Gefühle jener Personen, die gleich ihm verändert waren.

»*Er darf nicht in der Lage sein, etwas zu seinen Gunsten zu verändern*«, vernahm er die ›Stimme‹ der dreiundzwanzigjährigen Französin, die sich hier im Institut aufhielt und auf dem Gebiet der Telepathie und

Telekinese ausgedehnte und vielversprechende Versuche durchführte.

Nicole St. Curie, deren Bewußtsein ebenfalls von dem schleichenden Gift molochos'scher Gedanken beeinflußt worden war, ahnte nicht, daß das, was sie in diesen Sekunden tat, Telepathie in Vollendung war.

Fünf Bewußtseine fünf verschiedener Menschen waren eins! Lautlose Gedanken pflanzten sich wie Wellen durch Räume und durch Mauern fort und vereinigten sich mit den Gedanken der anderen vier Mitarbeiter.

Fünf Hirne dachten und wußten in diesem Moment das gleiche.

Das war die ganze Zeit über auch während Hellmarks Anwesenheit gewesen.

Alle dachten: »*Er darf nicht in der Lage sein, etwas zu seinen Gunsten zu verändern.*«

Das Gespräch zwischen Patrick und Hellmark, der ganze Umfang der Begegnung war nicht unter Hellmark und Patrick geblieben. Alle anderen hatten auf geistigem, telepathischem Weg daran teilgenommen.

Alle anderen, das waren: Gerald Cartning, der dreiundfünfzigjährige Professor der Parapsychologie, den Patrick kurzerhand von der Duke-Universität geholt und bei sich verpflichtet hatte. Das waren Frank Holesh, der durch eigene übersinnliche Erlebnisse dazu gekommen war, ein Psycho-Telefon zu bauen, um Stimmen Verstorbener aus dem Jenseits aufzufangen und nach Möglichkeit sich direkt mit ihnen zu unterhalten. Paul Saltzer, dessen Spezialgebiet biorhythmische Kurven und die Kirlian-Fotografie waren, hielt sich ein Stockwerk höher auf. Dort standen ihm zwei Arbeitsräume zur Verfügung. Es gab noch Astrid Reven, die aus Frankfurt am Main stammte und durch eine Reihe von Veröffentlichungen in Fachzeitschriften das Interesse und die Aufmerksamkeit Richard Patricks auf sich gezogen hatte.

Astrid ordnete das Material, sichtete die Ergebnisse und katalogisierte sie. Sie schrieb Aufsätze über die einzelnen Ergebnisse.

Das alles taten sie noch immer, ahnungslos, daß das Gift fremder Gedanken ihre Bewußtseine zerstörte.

»*Wir hatten mehr als einmal Gelegenheit, ihn zu vernichten*«, dachte ein anderer, und alle dachten das gleiche.

»*Nein, das ist nicht wahr. Er war auf der Hut. Wir konnten uns keinen Fehlschlag mehr erlauben. Erst recht nicht mehr nach der Tatsache, als feststand, daß seinem Partner der Durchbruch gelungen war. Nun ist unsere Aufgabe wichtiger als je zuvor.*«

»*Sie müssen beide sterben!*«

»*Das wird uns leichter fallen, als wir uns vorstellen.*«

»*Sie sind ahnungslos. Das ist unsere Stärke.*«

»Sie vertrauen sich uns an. Das ist gut.«

Genugtuung, Zufriedenheit und Triumph in den Gedankengängen des Unterbewußtseins, das von Molochos' schizophrenem Geist gestreift worden war.

»Björn Hellmark wird zurückkommen und den Mann mitbringen, der ihm so ähnlich und nicht minder gefährlich als er ist.«

Wer der Initiator der Gedankenkette war, das konnte niemand von ihnen sagen.

Jeder dachte für sich, und alle dachten das gleiche.

»Wir werden Molochos' Wünsche erfüllen, denn wir sind eines Sinns mit ihm. Björn Hellmark und Rani Mahay werden sterben.«

Richard Patrick lächelte bei diesen Gedanken, während er hinausging in den Korridor.

Wie zufällig ging am anderen Ende in der gleichen Sekunde eine Tür auf.

Die französische Parapsychologie-Forscherin Nicole St. Curie erschien auf der Schwelle. Die Dreiundzwanzigjährige trug das gleiche Lächeln auf ihren Zügen wie Richard Patrick. Es schien, als würden sie sich durch dieses Lächeln verständigen. Es war kühl, trancehaft und dämonisch.

Es sah ganz so aus, als würden die schlimmen Gedanken und Absichten in den Unterbewußtseinsebenen dieser Menschen sich auf den Gesichtern nun doch widerspiegeln.

*

Die Schwertspitze lag immer noch fest auf der Haut.

Björn Hellmark drückte ruckartig nach vorn. Er konnte trotz des Kräfteaufwands die Spitze nicht in die Haut schieben. Er vermochte sie nicht mal zu ritzen.

Das war der Beweis!

Das magische Schwert aus Xantilon, das für seine Hand geschmiedet worden war, konnte kein menschliches Leben vernichten. Es war entstanden mit dem Willen seines Herstellers. In diesem unter der glühenden Esse eines fernen Landes gewordenen Schwertes steckte der Geist des alten Schmieds, der das Gute wollte, der Leben schonen wollte.

Das war ihm gelungen!

Dieses Schwert mit der phantastischen Klinge, die Hellmark so leicht wie eine Feder zu führen verstand, die jeder Bewegung gehorchte, schlug Dämonen und Diener der Finsternis vernichtend. Mit dieser Waffe konnte man antreten gegen Ungeheuer und wilde Tiere.

Auch gegen Feinde aus menschlichem Fleisch und Blut. Ein

Mensch, der dem Träger dieses Schwertes oder einem anderen feindlich gesonnen war, der dessen Tod wollte, konnte mit dieser Waffe empfindlich geschlagen werden. Diese Waffe verletzte und machte den anderen kampfunfähig, aber sie tötete nicht.

Rani Mahay aber war ein Freund. Kein böser Gedanke erfüllte ihn Hellmark gegenüber. Die Klinge konnte seine Haut nicht ritzen.

Dies war der Beweis.

»Rani!« Hellmark atmete tief durch.

»Jetzt glaubst du's endlich? Alle Zweifel beseitigt?«

»Ja, restlos.«

Dann fielen sich diese beiden Männer in die Arme, zwei Männer, die mit Recht voneinander sagen konnten, daß sie wirklich Freunde waren.

Es gab soviel zu berichten und zu erfahren.

Sie erzählten sich gegenseitig, was in der Vergangenheit alles passiert war. Mahay erfuhr durch Björn, welches Schicksal diesen in die Welt des Blutsiegels schleuderte, Björn wiederum erhielt Kenntnis von den Irrwegen und der Gefangenschaft Mahays im Lande Ullnak durch Tamuur, den unheimlichen Zauberer.

Björn erfuhr von den unheimlichen Vorgängen, die Mahay zu guter Letzt auf den Totenkopfmond führten, wo es ihm mit Hilfe des Weltraumbewohners Caloton gelungen war, Tamuur zu besiegen und die Totenkopfwelt dem Untergang zu überantworten.

Die Tatsache, daß vor Jahrhunderten auch Kiuna Macgullyghosh mit Hilfe eines weiteren Spiegels gewaltige Reisen in Raum und Zeit und in fremde Welten und Dimensionen unternahm, bewies Hellmark mal wieder, wie eng die Vergangenheit mit den Dingen verknüpft war, die sich jetzt ereigneten oder wieder ereigneten…

Neu war die Erkenntnis, daß Kiuna Macgullyghosh mehrere Spiegel benutzt hatte. Daß es deren mehrere gab, wußte er schon lange. Durch die Mitteilungen seines Freundes Rani aber entstanden Fragen, die er in dieser Form sich früher nicht gestellt hatte.

Er hörte von Tina und Anka, die in die Welt Maghon eingedrungen waren, auf der unter anderen auch der Kontinent Ullnak lag, wo Mahay die letzten Monate zubrachte.

»Ich hoffe, du hast einen Scheck dabei«, grinste der Inder breit.

»Kaum zurück – und schon braucht er wieder Geld.«

»Weniger für mich als für Tina und Anka, die mir Kleider besorgten und ein Ticket kauften, damit ich nach New York fliegen konnte. Ich hoffte, dich hier zu treffen. Die Sekretärin, die ich anrief, teilte mir mit, daß du hier gewesen bist und sicher auch wieder auftauchen würdest. Es war für mich die einzige Möglichkeit, mit dir in Kontakt zu kommen.«

Man sah Rani Mahay an, wie froh er darüber war, daß alles so

glatt über die Bühne ging.

Ihre Wege hatten sich getrennt, nachdem sie kurz hintereinander – ohne voneinander zu wissen – den Weg nach Tschinandoah eingeschlagen hatten. Da begann Unheilvolles.

*

Keiner von ihnen wußte vom Schicksal des anderen. Mahay, der den Freund begleiten wollte, um ihn auf seinem schwierigen Weg nach Tschinandoah zu unterstützen, hatte sich verirrt. Die Veränderungen in und um Ullnak waren dafür zum Teil verantwortlich zu machen.

Wäre Björn auf seinem Weg nach Tschinandoah auf der Strecke geblieben oder er hätte keine Möglichkeit zur Rückkehr mehr gefunden, wäre es für Mahay äußerst schwierig geworden, die Rückkehr auf jene Insel anzutreten, die zum Zentrum der sich vereinigenden kämpferischen Kräfte gegen Molochos' Vorstöße geworden war.

»Ich hätte mir ein Ticket für einen Überseedampfer besorgt oder wäre als Passagier auf einem Schiff mitgereist, das Kurs Hawaii gefahren wäre. Da ich die Koordinaten der Insel kenne, hätte ich einen Versuch mit einem Rettungsboot gestartet, um Marlos zu erreichen. Man hätte mein Verschwinden früher oder später zwar bemerkt, aber gefunden hätte man mich logischerweise nicht.«

Jetzt im Nachhinein entwickelte Mahay seine Vorstellungen von den Dingen, wie er sie in Angriff genommen hätte, wenn sie anders verlaufen wären, als sie sich jetzt darstellten.

Hellmark interessierte sich außerordentlich stark für Anka Sörgensen und Tina Marino, die ihre Gemeinsamkeit erkannt hatten und nun voll ausspielen konnten.

Sie waren in der Lage eine ganz bestimmte Welt aufzusuchen.

Was hatte sich dort nach Ranis Abwesenheit entwickelt? War es Fürst Ramdh und der Fürstentochter Aleana gelungen, vor der umfangreichen Feuer- und Lavakatastrophe auf dem Totenkopfmond, der Inoshtar auf den Plan rief, tatsächlich dort anzukommen?

»Wenn alles so ist, wie du mir sagst, dann hätten wir in Tina und Anka zwei hervorragende Mitarbeiterinnen und Boten in einer Welt, in die niemand sonst von uns ohne Umwege eindringen kann«, murmelte Hellmark nachdenklich. »Fließt in ihren Adern auch das Blut der alten Rasse, was zu vermuten ist, dann gehören sie zu uns. Was drüben auf der Welt Maghon geschehen ist, hat seine Spuren auch hier hinterlassen. Molochos hat eine empfindliche Schlappe erlitten. Die wird er nicht so ohne weiteres hinnehmen. Ich werde das Gefühl nicht los, Rani, daß wir nicht zur Ruhe kommen. – Wo

befinden sich Tina und Anka in diesem Augenblick? Noch in Schottland?«

»Warum sollten sie? Ich habe sie gebeten, mitzukommen.«

»Dann brauchst du dreimal die Summe, um…«

»Die Mädchen sind auf bequemere Weise gereist als ich. Sie haben so ’ne Art Hellmark-Talent an sich. Was du allein schaffst, bringen sie praktisch gemeinsam zustande. Sie können von einem Punkt der Welt zum anderen gehen, ohne auch nur einen Fuß vor den anderen zu setzen. Sie sind nicht in der Lage, ihre Gestalt doppelt erscheinen zu lassen, wie du das kannst, Björn. Anka und Tina – sind sehr verletzbar…«

Björn nickte. In Mahay ging offenbar das gleiche vor wie in seinem Hirn. »Deswegen erkundige ich mich nach ihnen. Sie sind in Gefahr. Sie haben etwas vollbracht, was auf diese Weise noch kein Mensch vor ihnen fertiggebracht hat. Molochos wird alles daransetzen, solche Helfer auszumerzen. Ich muß mit ihnen reden, Rani.«

»Das weiß ich. Deswegen habe ich sie gebeten, sich im nächstmöglichen Hotel einzuquartieren. Anka Sörgensen und Tina Marino halten sich in dieser Minute im ›Excelsior‹ auf.«

*

Björn Hellmark staunte.

»Deine beiden Freundinnen scheinen entweder reiche Väter zu haben – oder sind selbst sehr vermögend.«

Mahay seufzte und verdrehte die Augen. »Keines von beiden, Björn. Deswegen frage ich ja, ob du genügend Geld mitgebracht hast. Nach Möglichkeit keine blankpolierten Steine und Muscheln, die Pepe auf Marlos als Zahlungsmittel einführen wollte. Am Schalter der Fluggesellschaft und im ›Excelsior‹ verlangt man harte Dollars.«

»Aber die mußtet ihr doch irgendwo herhaben.«

»Haben wir auch. Anka und Tina… weißt du… wer in der Lage ist, die gewaltigen Mauern zwischen den Dimensionen zu passieren, für den ist es ein Kinderspiel, auch durch Stein- und sogar Metallwände zu kommen…«

Björn pfiff leise durch die Zähne. »Deine beiden hübschen Freundinnen haben doch nicht etwa…«

Rani Mahay nickte. »Doch, sie haben! Kein Mensch hat bisher bemerkt, daß im Tresor der American Express-Bank in New York tausend Dollar fehlen. Was hätten wir anderes tun sollen?« fügte Mahay schnell hinzu, als Hellmark ihn groß und vorwurfsvoll ansah. »Es war nicht die feine englische Art, aber uns blieb keine andere Wahl. Sie haben nicht gestohlen! Als feststand, daß du kurz vorher hier in New York im Verlagsgebäude aufgetaucht bist, da gab es für

mich kein Halten mehr. Ich mußte hierher. Und Anka und Tina auch, die dich – wie du sie – kennenlernen wollen. Das Ganze ist nichts weiter als ein kleines Leihgeschäft. Selbstverständlich ohne Zinsen. Wenn du den Mädchen das Geld aushändigst, werden sie ohne großes Aufsehen zu erregen, die entwendeten Beträge umgehend wieder dort deponieren, wohin sie gehören. Aber keinen Cent mehr, damit wir uns verstehen, Björn! Von wegen Zinsen. Wenn auch nur ein einziger Cent mehr im Tresor der Bank auftaucht, weil du meinst, die Zinsen auch noch entrichten zu müssen, dann gibt's 'ne Katastrophe. Der arme Buchhalter, der den Fehler in seinen Büchern dann suchen muß, tut mir jetzt schon leid…«

*

Es handelte sich um eine Frau von aparter Schönheit, die an der Fußgängerkreuzung die belebte, verkehrsreiche Straße überquerte.

Es fiel ein leichter Nieselregen. Grau und tief hingen die Wolken, die am Morgen über Memphis, die Stadt in Tennessee, hinwegzogen.

Die Frau trug eine dunkelgetönte Brille. Bei den herrschenden Lichtverhältnissen war dies unsinnig. Entweder hatte diese grazile Person, die schätzungsweise Mitte Zwanzig war, eine Augenkrankheit, oder sie wollte ihre Augen verbergen. Das letztere war der Fall. Aber niemand machte sich Gedanken darüber. Hier in dieser großen, lebendigen Stadt war jeder mit sich selbst beschäftigt. In der Menge ging der einzelne unter.

Wo viele Menschen lebten, war die Anonymität umso größer.

Das war wichtig für die schlanke Frau, die einen langen, dunklen, durchgeknöpften Rock trug und eine dezent gemusterte, langärmelige Bluse mit raffiniertem Ausschnitt. Darüber trug sie einen grauen, leichten Übergangsmantel, wie es für die Jahreszeit paßte.

Wer sie sah, hätte sie nicht wieder erkannt. Die Frau mit dem flammend roten Haar, das fast Schulterlänge hatte, war niemand anders als – Cynthia Moreen.

Hier in Memphis lebte sie seit etwa einem dreiviertel Jahr unter dem Namen Jennifer Brown.

Cynthia Moreen alias Jennifer Brown war ernster und reifer geworden. Die Ereignisse, die sie seinerzeit in das Reich des Schattenfürsten führten, waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

Nach ihrer glücklichen Rückkehr in die Welt des Sichtbaren und zum Intrigenspiel ihrer Schwester, das sie nicht durchleuchten und aufklären konnte, hatte sie in einer abgelegenen privaten Entbindungsklinik ein Kind zur Welt gebracht, dessen Vater nicht von dieser Erde war.

Sie hatte dieses Kind nie gesehen. Dr. Clark Longfield, dem sie sich

völlig anvertraut hatte, teilte ihr unmittelbar nach der Geburt mit, daß das Kind nicht lebensfähig gewesen sei.

Auf ihre Frage hin, wie es denn ausgesehen hätte, erfuhr sie, daß es ihr sehr ähnlich gewesen sei…

Anfangs hatte sie das auch geglaubt und sich keine weiteren Gedanken darüber gemacht. In gewissem Sinn war sie froh, daß alles so verlaufen war. Es wäre auch zu schrecklich gewesen, hätte dieses Kind seinem Vater ähnlich gesehen…

Nach ihrer Entlassung aus der Klinik war sie wie ein Zigeuner durch die Lande gezogen und hatte sich nirgends länger als zwei oder drei Tage aufgehalten.

Sie wollte ihre Spuren verwischen und ein anderes Leben anfangen, wollte Abstand gewinnen von den Dingen, die ihren Leib und ihren Geist bis aufs Äußerste strapaziert hatten.

Ruhelos hatte sie mal hier, mal dort gewohnt.

Es war ein Wunder, daß sie diese stürmische Zeit so gut überstanden hatte und nicht rückfällig geworden war. Einmal war es ihr gelungen, der Drogenszene den Rücken zu kehren. Alles, was sie erlebt hatte, war dazu geeignet, sie rückfällig werden zu lassen. Aber das war nicht geschehen. Sie war glücklich über diesen Erfolg, den sie ihrer veränderten Einstellung und ihrem eisernen Willen zu verdanken hatte.

Zwei Jahre waren seit den Vorfällen mit ihren seltsamen Astralwanderungen vergangen. Anfangs hatte sie immer geglaubt, durch den Drogenmißbrauch einen geistigen Schaden davongetragen zu haben.

Klar war schließlich zu erkennen, daß ihre Träume – gar keine Träume waren, sondern Astralwanderungen, die sie in eine andere Welt versetzt hatten, in die Welt des Schattenfürsten.

Schreckliches hatte sie dort erlebt.

Im Nachhinein erst, als sie die Gelegenheit fand, über alles intensiv nachzudenken, waren ihr bestimmte Zusammenhänge klar geworden.

Mit niemand anderem als mit Doc. Longfield hatte sie die sensationellen Phänomene und jenseitigen Erlebnisse besprochen. Sie hatte einen Menschen gebraucht, dem sie sich anvertrauen konnte. Longfield war der richtige Partner dafür gewesen. Ihre merkwürdige Geschichte hatte ihn sicher erstaunt, aber er hatte sich nie näher dazu geäußert.

Erinnerungen waren wach auch an die Begegnung mit dem sympathischen Fremden, der ihr Schicksal im Schattenreich des unaussprechlichen Haophylkontromtetcoilak entscheidend beeinflußt und ihr geholfen hatte. Viele Tage – nein, Nächte lang – war sie an der Seite des Fremden gewesen, der sich Kaphoon genannt hatte…

Nie wieder hatte sie ihn gesehen.

*

Es war eigenartig. Doch es gab Dinge, die konnte man nicht einfach abstreifen und vergessen. Sie hatte gehofft, darüber hinweg zu sein. Jetzt, da sie die Straße überquerte, drängte eine Flut von Erinnerungen auf sie ein, die sie nicht einfach zurückschieben konnte.

Seit dem Tag ihrer Rückkehr aus dem Schattenreich, in das sie ganz offensichtlich durch die wiedererstarkende Kraft des Schattenfürsten geholt worden war, hatten sich die Träume nicht wiederholt. Sechs Tore hatte sie dort geöffnet, im Glauben, einem unschuldig in Gefangenschaft und hilfebedürftigen Wesen etwas Gutes tun zu können. Fast zu spät hatte sie die wahren Hintergründe erkannt.

Namenloses, unbeschreibliches Grauen wäre befreit worden, hätte sie auch das letzte und siebte Tor geöffnet.

Durch das Eingreifen des mutigen, kämpferischen Abenteurers, der durch die Weiten einer fremden und fernen Welt streifte, war dies schließlich verhindert worden.

Kaphoon… ob auch er manchmal noch an sie dachte?

Von den Ersparnissen, die sie besaß, und den regelmäßigen Zahlungen, die ihr verstorbener Vater ihr testamentarisch hinterlassen hatte, lebte sie anfangs, ehe sie hier in Memphis eine neue Stelle annahm.

Als Sekretärin war sie in einem Versicherungsbüro tätig.

Dort hatte sie neue Kollegen und Freunde gefunden, die nicht wußten, was für eine Vergangenheit sie hinter sich hatte, die sie als Jennifer Brown und nicht als Cynthia Moreen kannten.

Zu ihrer Schwester Rita, die das väterliche Geschäft übernommen hatte, war nach den Ereignissen auf der Ferieninsel Ten Thousand Islands jeglicher Kontakt abgebrochen. Rita hatte ihren wahren Charakter gezeigt. Dem Geld zuliebe hatte sie sogar das Leben ihrer Schwester, aufs Spiel gesetzt, oder zumindest eingeplant, sie in eine Irrenanstalt einweisen zu lassen.

Cynthia Moreen alias Jennifer Brown erreichte die andere Straßenseite.

Die Sechsundzwanzigjährige hatte seit gestern Urlaub. Jennifer wollte diese Woche noch in Memphis bleiben, ein paar Einkäufe erledigen, einige Freunde besuchen und vor allem an der Party Jacks am kommenden Samstag teilnehmen. Bei Jack war es immer besonders nett und fröhlich. Er war ein sympathischer Kerl, mit dem man Pferde stehlen konnte. Jack hatte ein Auge auf sie geworfen, daran gab es keinen Zweifel mehr.

Liebte sie ihn auch? Das konnte sie wahrhaftig nicht sagen. Sie

mochte ihn und fand ihn interessant… er war ein wirklicher Freund. Aber mehr war wohl nicht drin.

Jennifer Brown war stets in Gedanken. Aber jetzt wurde sie plötzlich herausgerissen, als sie auf den Tumult aufmerksam wurde, der sich in Höhe eines Kaufhauses abspielte, auf das sie zusteuerte und das nur noch wenige Schritte von der Ampel entfernt lag.

Zwei Einfahrten führten zu einem großen Parkplatz, der davor lag.

Dort vorn am Eingang liefen die Menschen zusammen.

Im Nu bildete sich eine dichte Gruppe.

Wild gestikulierend deuteten einige nach vorn.

»Da ist er wieder!« rief eine Männerstimme.

Sofort begann alles zu rennen.

Die Jagd führte auf den Parkplatz, wo zwischen den abgestellten Fahrzeugen geduckt eine Gestalt im heftiger einsetzenden Regen davonrannte.

Der Fremde hatte eine ausgewaschene Blue Jeans Jacke über den Kopf gezogen, offenbar um sich vor dem Regen zu schützen.

Aber so schlimm war das Wetter gar nicht. Die Menschen, die sich vor dem Eingang versammelt hatten, waren zum großen Teil ohne Regenschirm.

Neugierig blickte Cynthia Moreen nach vorn.

Die Aufregung galt offensichtlich dem Davoneilenden, der sich in Sicherheit zu bringen suchte.

Ein Ladendieb?

»So etwas habt ihr noch nicht gesehen. Haltet ihn doch mal fest!« schrie eine andere Stimme.

Alles rannte durcheinander.

Da im gleichen Augenblick auch von der anderen Seite des Parkplatzes eine große Gruppe Menschen kam, sah sich der Fliehende veranlaßt, die Richtung zu wechseln. Er wandte sich nach links.

Unmittelbar hinter der ersten Autoreihe war ein Sonderverkaufsstand mit Südfrüchten aufgebaut.

Eine ältere Frau und ein Halbwüchsiger bedienten.

Ein bunter Schirm, als Dach gespannt, schützte die beiden Menschen und die Früchte vor dem Regen.

Cynthia Moreen alias Jennifer Brown, die auf das Kaufhaus zusteuerte, näherte sich von der Seite her dem Stand, während die Verfolger noch Richtung Parkplatz liefen, weil sie nicht bemerkt hatten, daß der Flüchtende die Richtung wechselte.

Der lief so tief geduckt, daß die parkenden Fahrzeuge ihm in der Tat genügend Schutz boten.

Er mied die Nähe der Menschen – und lief ihnen praktisch doch in die Arme!

Denn: es blieb ihm gar nichts anderes übrig.

»Da vorn ist er! Er läuft wieder in das Haus zurück. Jetzt kriegen wir ihn!«

»Na, das gibt eine Sensation! Ruft doch schon mal die Zeitung an, und das Fernsehen! Die Marsbewohner sind gelandet…!«

*

Cynthia alias Jennifer, wie sie sich jetzt nannte, konnte nur den Kopf schütteln über soviel Unsinn.

Sie sah, daß der Fremde, der seinen Kopf versteckte, genau an dem Obststand vorüberrannte, daß er in seiner Verzweiflung und Ratlosigkeit offenbar die Orientierung verloren hatte.

Er erkannte erst jetzt, daß er in eine Sackgasse lief und prallte zurück, fast zu spät. Er rannte gegen den Stand. Einige Kisten mit Apfelsinen und Grapefruits gerieten ins Wanken.

Die Obstverkäuferin gab einen schrillen Schrei von sich, der markerschütternd und gänsehauterzeugend alles übertönte und über den Platz hallte, als würde er von unsichtbaren Lautsprechern übertragen.

So schrie niemand, der nur Angst hatte, daß eventuell einige Obstkisten umkippten. So schrie nur jemand – der Todesängste ausstand, der etwas sah oder erlebte, was er nicht begreifen konnte!

*

Da warf sich der Verfolgte zur Seite.

Die Obstfrau schrie noch immer und stand gleichzeitig da wie zur Salzsäule erstarrt. Sie bekam überhaupt nicht mit, daß die drei obersten Kisten nach vorn kippten und die Apfelsinen und Grapefruits auf den Boden klatschten und davonrollten.

Der Mann, der die Jacke über den Kopf gezogen hatte, lief an der Wand entlang und bog um die Ecke, als die Verfolger schon bedrohlich nahe waren.

Der Lärm verlagerte sich und verebbte schließlich. Es sah ganz so aus, als wäre es dem Fremden gelungen, eine Nebenstraße zu erreichen und dorthin zu flüchten.

Kopfschüttelnd kam Cynthia alias Jennifer an den Obststand, wo die Frau mit zitternden Händen begann, die Früchte entgegenzunehmen, die der Jugendliche schnell vom Boden aufpflückte und ihr reichte.

Die meisten Passanten standen neugierig und passiv herum und standen in die Richtung, in die sich der Fliehende und die Verfolger begeben hatten.

Zwei, drei Leute schienen sich plötzlich zu entsinnen, daß es wohl

besser wäre, mitzuhelfen, die davonrollenden Früchte aufzulesen, ehe sie zertreten wurden und der Frau am Obststand dadurch finanzieller Schaden entstand.

»Was war denn los?« erkundigte Cynthia sich und half beim Auflesen der Früchte. »Warum haben Sie denn so geschrien?«

Die Obstfrau atmete noch jetzt schnell und flach, und ihr Gesicht war kalkweiß. Sie wischte sich über die Stirn und streifte das angegraute Haar zurück.

»Sie haben geschrien, als ob der Mann sie hätte töten wollen«, fügte Cynthia hinzu.

Die Augen der Frau wurden untertassengroß. »Mann? Sie reden von einem Mann?« fragte sie mit schwacher, bebender Stimme. »Der Satan – ich habe den leibhaftigen Satan gesehen, Miss…! Das war kein Mensch, der sich einen Scherz erlaubte, der sich eine Maske aufgesetzt hatte… das war echt… das war Fleisch und Blut, wie ich hier lebend und atmend vor ihnen stehe, Miss…«

»Was haben Sie denn gesehen?«

»Sein Gesicht, das er mit Recht vor den Blicken all dieser Menschen hier… verbergen wollte…«, wisperte die Frau, die nicht in der Lage war, ruhig, gefaßt und klar zu sprechen. Cynthia Moreen mußte höllisch aufpassen, um die Worte zu verstehen. »Sein Schädel war rund… wie eine Kugel… er hatte zwei runde, tiefliegende, wimpernlose Augen… keine weiteren Sinnesorgane… keine Ohren, keine Nase… ein großes Maul… wie das eines Haifisches… auf seinem Schädel wuchs ein Kamm, der hornartig war und sich bis tief in den Nacken hinabzog…«

Da konnte Cynthia nicht anders.

Sie schrie auf und wurde totenbleich.

Die Frau sah sie an. »Sehen Sie«, wisperte sie. »Sie hatten nicht den Anblick… schon aus dem, was ich Ihnen sage… erschrecken Sie.«

Die Frau konnte nicht ahnen, was in dieser Sekunde in Cynthia Moreen vorging!

*

Plötzlich war alles wieder da.

Es schien, als wären die Gedanken, die Erinnerungen und Bilder nur eine Zeitlang verschüttet gewesen. Nun drangen sie machtvoll an die Oberfläche ihres Bewußtseins und erfüllten sie ganz.

Ihre Zeit im Schattenreich! Die Begegnung, der Überfall durch die Kugelköpfe!

Die Beschreibung, die diese ahnungslose Frau gab, paßte haargenau.

Cynthia wankte. Vor ihren Augen begann plötzlich alles

durcheinander zu wirbeln.

»Um Himmels willen«, hörte sie wie durch Watte die Stimme der Obstverkäuferin. »Was ist denn los mit Ihnen…? Sie sind mit einem Mal ja schneeweiß im Gesicht?!«

Cynthia schluckte trocken. Ihr Atem ging schnell. Sie hatte das Gefühl, ein Zentnergewicht würde sich langsam auf ihr Herz legen.

Sie torkelte und griff nach einem Halt… da war eine Hand, die faßte ihren Arm.

»Ist Ihnen schlecht?«

Cynthia Moreen nickte mechanisch.

Ein Stuhl wurde herbeigerückt. Sie mußte sich setzen. Sie hörte, wie die Obstverkäuferin erschreckt ihren Sohn aufforderte, schnell ein Glas Wasser zu holen.

Vor Cynthia drehte sich alles im Kreis. Sie sah schemenhaft verzerrte Gesichter vor sich.

»Sind Sie krank? Soll ich einen Arzt rufen?« Die Stimme der Obstverkäuferin klang gütig.

»Nein, danke… es geht schon wieder…«, hörte Cynthia sich sagen.

Ihr Atem war ruhiger geworden. Sie nahm mit zitternden Fingern das Glas Wasser entgegen, das man ihr reichte und nahm zwei kleine Schlucke. Sie fühlte die kühle Flüssigkeit ihre ausgedörrte Kehle hinabrinnen.

Es fing alles wieder an…

Die Frau ahnte nicht, was sie ihr da mitgeteilt hatte.

Cynthia war überzeugt davon, daß die geheimnisvollen Fremden aus einer anderen Welt und einer anderen Zeit auf eine noch unerklärliche Art und Weise hier in diese Dimension eingedrungen waren.

Sie waren in Memphis! Wo auch sie sich aufhielt!

Es gab nur eine Erklärung: sie waren gekommen, um sie zurückzuholen in das Land, in das sie entführt worden war und in dem sie dem Schattenfürsten im letzten Augenblick alle Hoffnung auf Wiederkehr geraubt hatte.

Die Rächer waren gekommen!

*

Im »Excelsior« ahnte man nicht, wer da die Tür hereinkam, als Rani Mahay und Björn Hellmark das Hotel betraten.

Einer der Boys eilte sofort diensteifrig herbei, um das Gepäck der beiden Reisenden in Empfang zu nehmen.

Außer dem Behälter, der an einen Geigenkasten erinnerte, hatte Björn nichts dabei.

»Wir sind nur Gäste für einige Stunden«, mußte sich der Portier

sagen lassen. »Wir werden erwartet«, fügte Mahay hinzu. »Miss Marino und Miss Sörgensen…«

»Zimmer siebenhundertacht«, kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. Der Mann vergewisserte sich mit raschem Blick zum Schlüsselbrett, ob die Schlüssel vorhanden waren. »Die Damen sind im Haus«, sagte er knapp.

Mit dem Lift fuhren sie nach oben. Lautlos glitt der Aufzug in die Höhe.

Drei Minuten später klopfte Mahay an.

»Ja, bitte?« ertönte von innen eine leise Stimme.

»Das ist Tina«, erklärte Mahay.

Er drückte die Klinke herab und trat ein.

Björn folgte ihm auf dem Fuß. Das Apartment war gemütlich eingerichtet. Alte Möbel und Teppiche verliehen dem Raum eine behagliche Atmosphäre.

Die Vorhänge waren zugezogen. In dem Apartment, das die beiden jungen Frauen bewohnten, herrschte Dämmerlicht.

Tina Marino und Anka Sörgensen empfingen die Besucher in dem kleinen Vorraum und führten sie in das zweite Zimmer, in dem ein Couchtisch, eine Liege und vier Sessel standen.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Anka Sörgensen, nachdem Mahay seinen Freund vorgestellt hatte.

»Ich hab das Geld mitgebracht«, sagte Björn lächelnd und legte die Banknoten noch mit Banderole versehen auf den Tisch. »Sie haben meinem Freund einen großen Dienst erwiesen. Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.«

»Das war selbstverständlich. Seine prekäre Lage war nicht anders zu meistern. Wir wußten uns keinen anderen Rat.«

Sie kamen dann ohne Umschweife zum Wesentlichen.

Und es war erstaunlich, wie offen man miteinander sprach. Hier waren Gleichgesinnte unter sich, da nahm niemand ein Blatt vor den Mund, da hatte keiner Furcht davor, vom anderen ausgelacht zu werden.

Menschen mit besonderen Fähigkeiten unter sich!

Hellmark wußte die Entdeckung Mahays dankbar zu schätzen. Tina und Anka erfuhren durch Hellmark nun von Dingen, von denen sie nie zuvor gehört hatten.

Da war die Rede von den Feinden der Menschen, den Geistern und Dämonen, die teilweise organisiert waren unter Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, und Molochos, dem Dämonenfürsten. Es gab darüber hinaus Einzelgänger aller Rangordnungen, die man nicht richtig einstufen konnte.

Die Welt und das Leben der Menschen waren bedroht.

Tina und Anka hatten inzwischen einige Erfahrungen gemacht, die

durch Hellmarks Ausführungen ergänzt wurden.

Ihr eigenes Interesse und Einfühlungsvermögen für die Phänomene des Okkultismus, der Parapsychologie und der Magie brachten es mit sich, daß ihr Verständnis hierfür höher lag als bei einem Außenstehenden, der diese Gesprächspartner im stillen oder auch offen nur belächelt hätte.

Hellmarks Wissen war enorm.

Er beschwor Bilder und Ereignisse mit einer Wucht und Farbigkeit, daß man dabei zu sein meinte. Er berichtete von den Welten, die er gesehen hatte, Welten, die jenseits dieser Erde lagen und die doch nichts mit dem Totenreich gemein hatten.

»Das Totenreich ist eine Welt für sich«, erklärte er. »Es ist das erklärte Ziel der finsteren Mächte, auch hier Einfluß zu nehmen. Rha-Ta-N'my und Molochos sind ein Teil vom Ganzen, das sich in Bewegung gesetzt hat, um sich auszubreiten. Alle Welten in allen Dimensionen und Räumen des Kosmos sollen den freidenkenden Geschöpfen weggenommen und durch Dämonenherrscher, die auf Satans Blut zurückgehen, ersetzt werden. Wem wird das Universum eines Tages gehören: den menschlichen Rassen, die sich wie die Natur vielfältig entwickelt haben – oder den Geistern, die Rha-Ta-N'mys Schoß entsprossen sind? Niemand vermag zu sagen, wie am Ende der Zeiten das Bild aussehen, wer den Sieg davontragen wird. Im Moment steht der Kampf unentschieden. Für uns. Nicht für andere, die schon verloren haben…«

»Aber auch für sie kann sich etwas ändern, wie die Vorgänge auf der Welt Maghon beweisen«, schaltete sich Anka Sörgensen ein.

Rani nickte. »Richtig. Dort wurde der Bogen überspannt. Und das gab uns die Gelegenheit, mit Hilfe derer, die nicht ganz verloren waren und frei sein wollten, eine Veränderung herbeizuführen.«

Tina nickte. »Wir haben diese Veränderung in den Tempeln derer von Antolanien gefühlt.«

»Ihr wart dort?« vergewisserte sich Hellmark.

»Als in Antolanien bereits Tamuurs und des Totenkopfmondes Einfluß zu schwinden begann, ja.«

»Danach nicht wieder?«

»Nein.«

»Aber ihr könntet die Reise auf die Welt Maghon, wo auch ich eine Zeitlang lebte, jederzeit wiederholen?«

»Ohne weiteres. Wir haben viele gemeinsame Versuche unternommen. Eines dabei irritiert uns allerdings.«

»Und das ist?«

»Die Eindrücke, die wir uns verschaffen konnten, beziehen sich stets nur auf die Welt Maghon, auf die Länder Ullnak, Antolanien, auf Gesah zum Beispiel…«

»Das ist mir aufgefallen in den Berichten, die ihr mir gegeben habt«, nickte Björn. »Das kann nur eines bedeuten: eure Fähigkeit, diese Welt zu verlassen, die Koordinierung der astralen Kräfte, die dabei gerufen und erzeugt werden, vollzieht sich nur für diese eine Welt. Ihr seid gewissermaßen Spezialisten für – Maghon.«

»Das ist eine Schwäche«, bemerkte Tina Marino, »nicht wahr?«

»Es mag auf den ersten Blick eine sein, aber durch die Tatsache, daß es so ist, daß wir erkannt haben, wo eure Stärke liegt, hilft uns das alle weiter. In euren Adern fließt das Blut der alten Rasse. Was einst begann, als Xantilon in den sprudelnden, kochenden Fluten unterging, findet seine Fortsetzung rund zwanzigtausend Jahre später. Die Stimme der Alten, die Fähigkeiten derer, die einst lebten – machen sich bemerkbar. Wenn ihr Spezialisten für Maghon seid, dann muß es andere Spezialisten für andere Welten geben. Diese Menschen wissen noch nichts von ihren Fähigkeiten und Anlagen, werden sich vielleicht bald – oder auch nie finden. Von hier aus, das beweist eure Geschichte, ist es möglich, jederzeit Kontakt aufzunehmen zu einer Welt, die dämonische Herrschaft und blutige Auseinandersetzungen in Hülle und Fülle erlebt hat. Wieviel blutige Kämpfe sich hier auf der Erde abspielten, wissen wir nicht. Mancher Krieg, manche Schlacht – so fragt man sich im Nachhinein – was hat sie wem gebracht? Blut, Tränen, Angst, Verzweiflung… hat es wirklich jemals Siege gegeben? Wieviel dämonische Einflüsterungen oder Irreführungen menschlicher Hirne hat es gegeben? Wir wissen es nicht… Zieht es sich aber hier nicht wie ein roter Faden durch die ganze Menschheitsgeschichte, Freunde? Haben sich Menschen nicht wie die Teufel, wie die Dämonen benommen? Um andere zu übervorteilen, andere zu schlagen und zu morden? Und der Sinn? Wo ist ein Sinn erkennbar? Hat man nicht nach jeder Schlacht, nach jedem Krieg gesagt: So etwas nie wieder?! Man hat sich sogar daran gehalten – so wie es vorher war, kam es auch nie wieder. Es wurde immer nur noch schlimmer. Überall begann der Mensch den Menschen als Feind zu sehen, und es kam ihm darauf an, ihn zu schlagen und zu vernichten. Das geschah ganz im Sinn derer, die darauf aus sind, die Erde zu übernehmen. Sie schüren das Feuer. Den Rest besorgt der Mensch inzwischen selbst, weil seine natürlichen Anlagen und Instinkte verdorben sind.

Die Dämonen arbeiten gegen die natürliche Entwicklung, in die der Mensch hineinwächst. Und der Mensch hat sich verändert und erkennt seine wahren Ziele, seine wahren Bedürfnisse nicht mehr.

Er ist zum Räuber und Selbstmörder geworden…

Die technische Giganterie, die scheinbar unbegrenzt sich fortsetzen läßt, die Ausbeute der natürlichen Rohstoffe, die Anwendung von Substanzen, die Erbanlagen verändern, die nicht ausheilbare Krankheiten bewirken… Das alles ist hinzugekommen.

Fortschritt muß sein. Zum Wohl aller. Dann ist er gut und richtig. Aber wenn dieser Fortschritt auch nur ein Menschenleben kostet, beweist dies, daß etwas nicht in Ordnung ist.

Wir sind noch alle nicht richtig imstande, uns einen Überblick zu verschaffen… weil wir uns selbst noch zu wenig kennen.

Unser Einblick in eine fremde Welt – wie in Maghon zum Beispiel – hat uns kenntlich gemacht, welche Kräfte schließlich Überhand nehmen, gleich wieweit der Fortschritt auf technischem, medizinischem und wissenschaftlichem Gebiet vorangetrieben wurde.

Außenstehende, die uns besuchen würden, hätten eine ganz andere Einstellung und Übersicht, davon bin ich überzeugt.

Sie sähen es aus einer anderen Warte… sie würden erkennen, was wir verloren haben, was wir dagegen eintauschten… sie würden auch erkennen, wo sich die Kräfte verbergen, die das Unheil wollen und es so geschickt verpacken, daß es nicht erkennbar wird.

Ich wollte euch von Marlos erzählen. Sie ist nicht allein meine Heimat, sie ist die Heimat all derer, die guten Willens sind, die erkannt haben, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich in Worte fassen läßt. Marlos – so wurde es einst in fernen Tagen bestimmt, und ich habe diese Bestimmung noch nie so klar erkannt wie in diesem Augenblick – Marlos ist das Zentrum jener, die sich sammeln und formieren wollen, um ihre vereinten Kräfte in die Waagschale zu werfen.

Die Gemeinsamkeit aller Menschen war seit jeher angestrebt. Diese Gemeinsamkeit hat es nie gegeben. Kleine Anfänge sind zu beobachten. Das läßt mich hoffen, daß die Kräfte, die uns von außerhalb dieser Welt belauern, schließlich doch noch in den Griff zu bekommen sind. Wir müssen allerdings den Fehler der Alten vermeiden.«

»Was war das für ein Fehler?« wurde Björn von Anka Sörgensen, der Norwegerin, gefragt.

Er lächelte nachdenklich. »Wenn einer von uns das wüßte, wäre manches überstanden. Wir müssen die Vergangenheit studieren. In ihr liegt der Schlüssel für die Vorgänge auf Xantilon, und der Schlüssel für das, was jetzt geschieht. Meine Aufgabe ist es, die Kräfte auf Marlos zu sammeln und dann gezielt einzusetzen. Bisher war mir nie recht klar, wie es möglich sein sollte, diese Kräfte dann gezielt einzusetzen, wo es praktisch keine Möglichkeit für uns gibt, von Marlos aus irgendein Transportmittel in Bewegung zu setzen. Wir verfügen über keine Technik. Wir haben kein Telefon und keinen Fernschreiber.

Aber überall auf der Welt entwickeln sich Telepathen.

Wir haben keine Flugzeuge und keine Schiffe.

Aber wie ihr beweist, gibt es durch den Geist genügend Möglichkeiten, um viel weiter von Marlos sich zu entfernen, als uns

das größte und schnellste Flugzeug oder Schiff tragen könnte.

Und diejenigen, die andere Fähigkeiten entwickeln, können durch jene, die telekinetische Kräfte aussenden, an jeden beliebigen Ort versetzt werden. Jetzt beginne ich langsam, den ganzen erstaunlichen Umfang der Möglichkeiten zu erkennen, die von Marlos ausgehen werden.

Überall in der Welt werden wir Vertraute, Freunde und Gleichgesinnte finden, die jeden Punkt erreichen können.

Und vielleicht ist es ganz und gar so, daß sich in Marlos die schlummernden Fähigkeiten all derer Schneller entwickeln, die spüren, daß sie eine Aufgabe zu erfüllen haben. Der Geist wird die Technik eines Tages überflüssig machen. Die Menschheit ist an einer neuen Schwelle angekommen, sie entwickelt ihre geistigen Fähigkeiten…«

Da kratzte sich Rani Mahay im Nacken. »Dann haben wir beide hier wohl noch zu wenig abbekommen«, konnte er sich nicht verkneifen zu sagen. »Ob das damit zusammenhängt, daß wir uns viel zu wenig auf Marlos aufhalten? Dann gibt's eigentlich nur eins: so schnell wie möglich hin und solange wie möglich dort bleiben. Unser Geist, Björn, hat's sicher nötig.«

*

Sie waren alle entschlossen, nach Marlos zu gehen.

Auch von Seiten Tinas und Ankas gab es keine Einwände. Das war seltsam. Sie sahen diese unbekannte Insel, die sie nur vom Hörensagen kannten, als ihre neue Heimat an.

Sie hatten sich verändert, sie hatten Erfahrungen gemacht.

Sie waren zu einem wichtigen Rädchen geworden, auf das Björn Hellmark nicht verzichten konnte. Sie waren Boten in eine andere Welt. In die Welt Maghon.

Hellmark hatte einen Fortschritt errungen.

Tina und Anka bewiesen, daß sie jederzeit in die Welt Maghon konnten, um dort Botschaften zu übermitteln, um dort zu registrieren, wie sich die Entwicklung weiter vollzog.

»Wir haben da noch etwas zu erledigen, Björn«, schaltete sich jetzt nochmals Mahay ein, der in seine Tasche griff und ein eingeschlagenes Tuch zum Vorschein brachte. »Ich habe dir vom Untergang des Totenkopfmondes erzählt. Eins habe ich dir in diesem Zusammenhang noch nicht erzählt: von den beiden Amuletten. Sie gehören nach Maghon, sie sind das Unterpfand der neuen Entwicklungsgeschichte, die nun nach Tamuurs Tod zwischen Ullnak und Antolanien beginnt hier!«

Er faltete das weiße Tuch auseinander.

Hellmark sah die Amulette und begriff, weshalb Rani Mahay sie bis zuletzt aufgehoben hatte, damit er sie zu sehen bekam.

Regten sie möglicherweise seine Erinnerung an?

Diese Amulette waren in einer fernen Zeit von einem bisher unbekannten Besucher aus Xantilon an die Völker Ullnaks und Antolaniens als Gastgeschenk überreicht worden.

Nichts geschah ohne Sinn.

Hellmark betrachtete die Bilder, die einen gutaussehenden Abenteurer darstellten, sehr genau.

Es waren Abbildungen, die ihn zeigten – Hellmark, in seinem früheren Leben als Kaphoon.

»Ist es wirklich so, wie wir denken, Rani – oder unterliegen wir einem Irrtum?« fragte er leise. »Kaphoon – das ist der Namenlose, der Sohn des Toten Gottes… von dem wir bis zur Stunde nicht wissen, welche Rolle er genau in der Vergangenheit der großen Insel spielte… man bezeichnete ihn als Gott… wir müssen heute davon ausgehen, daß man damals unter dem Begriff ›Gott‹ etwas anderes verstand als wir aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts… Römer und Griechen hatten Götter… die Germanen bevölkerten Himmel und Erde mit ihren Göttergestalten… aber es gibt nur einen Gott, dem nichts ähnlich ist… die damalige Bezeichnung muß noch etwas anderes enthalten… durch das Studium des Buches der Gesetze glaube ich annehmen zu können, daß man mit der Bezeichnung am ehesten die Güte und Gerechtigkeit eines Herrschers zum Ausdruck bringen wollte, der mit sicherer Hand die Geschicke lenkte… dann muß irgendetwas passiert sein, das diesen Herrscher vernichtete… Kaphoon tauchte auf… nicht als Prinz oder Königssohn, sondern als Abenteurer… alles spricht dafür, daß ich mit diesem Kaphoon identisch bin… aber meine Kenntnisse der Ereignisse von damals sind zu gering, um Eindeutiges auszusagen.

Hier gibt es einen ersten sichtbaren Beweis dafür, daß Kaphoon selbst oder ein Bote die Welt Maghon besuchte und aus irgendeinem Grund diese Gastgeschenke zurückließ. Das Bild eines Abenteurers… das Bild des Sohnes des Herrschers, den man den ›Toten Gott‹ nennt, auf zwei Amuletten, die in der Vergangenheit und nun auch in der Gegenwart eine Bedeutung gewonnen haben, die sich nicht mal erahnen läßt.

Amulette, offenbar mit magischem Einfluß versehen, verändern die Bedingungen, die Molochos und Tamuur schufen. Etwas, was getrennt war, wurde wieder vereint. Eine alte Schrift, in der sich diese Hoffnung ausdrückt, hat sich bestätigt.«

Bei diesen Worten mußte er an Ranis Hinweise denken, der ihm von der umfangreichen Bibliothek des Scharlachroten berichtete, in die Aleana Einblick gewinnen konnte.

»Ist das alles ein Fanal der Hoffnung, das wir erkennen können?« setzte Björn sinnierend seine Ausführungen fort. »Verbindung Xantilon – Maghon hat einst bestanden. Zwischen Maghon und der Erde ist durch Tina und Anka eine neue Verbindung geschaffen worden. Auf der Erde, hier in der dritten Dimension, lag Xantilon… ein Teil Xantilons, nämlich Marlos… ist wieder aufgetaucht… es dient uns als Heimat und Schutz. Wir haben durch euch den Schlüssel zur vierten Dimension in der Hand, in der offenbar Maghon eine zentrale Rolle spielt. Ihr habt zwei Fähigkeiten: ihr könnt die Eindringlinge erkennen, die mit böser Absicht sich als Menschen getarnt haben… und ihr könnt Botschaften übermitteln zwischen der Erde und Maghon. Wenn ihr bereit seid, eure Kräfte gegen die Mächte der Finsternis einzusetzen, dann wäre ein Besuch auf Maghon, bei Aleana und Fürst Ramdh, eure erste Aufgabe…«

»Wir werden es gerne tun«, antwortete Tina Marino, und Anka Sörgensen nickte eifrig und unterstrich die Worte ihrer Freundin.

Es war für sie ganz selbstverständlich. Sie spürten, daß sie zusammengehörten, daß sie an einem Strick zogen.

Sie kamen überein, daß Tina und Anka Maghon sofort aufsuchen und die Amulette zurückbringen sollten, die all denen, welche auf dem Totenkopfmond, in Gefangenschaft geraten waren, schließlich die Freiheit brachten.

Tina und Anka hatten die Möglichkeit, bei dieser Stippvisite gleich zu erkunden, was man nach der Vernichtung Tamuurs im Lande Ullnak und Antolanien tat, um den riesigen Zaubergarten auszumerzen, der sich bisher allen Vernichtungskampagnen widersetzt hatte.

Björn Hellmark und Rani Mahay wären am liebsten mitgekommen.

Aber das war nicht möglich. Nur Tina und Anka besaßen jene ›Antenne‹, die es ihnen ermöglichte, die unsichtbaren Ströme im Äther der Dimensionen so zu lenken, daß ihre Körper den Übergang unbeschadet überstanden, daß ihre Atome praktisch im Raum zwischen den Dimensionen aufgelöst wurden und sich wieder lebensfähig und dem Bauplan der Zellen entsprechend zusammensetzten.

Tina Marino und Anka Sörgensen, die am gleichen Tag zur gleichen Stunde unter dem Licht einer besonderen Sternenkonstellation geboren worden waren, faßten sich bei den Händen.

»Grüße von Björn Hellmark und Rani Mahay«, sagte der Inder. »Wir wissen nicht, wie man euch empfangen wird. Bisher wart ihr nur heimlich dort und habt Erfahrungen gesammelt und gelernt, mit eurem Talent umzugehen. Diesmal geht ihr als Boten zu Aleana und Ramdh. Erklärt ihnen, worüber wir mit euch gesprochen haben!«

Niemand glaubte daran, daß dem Unternehmen ein Risiko anhaftete.

Man würde sie als Freunde aufnehmen, wenn man erkannte, daß sie wirklich die Amulette zurückbrachten, die nur Rani Mahay auf diese Weise zurückgeben konnte.

»Komm, bringen wir's hinter uns«, drängte Anka. »Ich möchte dann auf dem schnellsten Weg wieder zurück. Da ist noch jemand, der auf mich wartet. Thor!« Das war der Chirurg aus Oslo, den sie liebte und der sie zu seiner Frau machen wollte. »Thor hat ein Recht darauf zu erfahren, wie sich mein Leben verändert hat. Ob er eine Frau haben will, die ständig zwischen zwei Welten pendelt – diese Frage muß ich schließlich noch mit ihm klären…«

Ihre letzten Worte waren noch nicht verklungen, da schlossen sich die Hände der beiden Frauen. Sie verschwanden vor Björns und Ranis Augen als hätte es sie nie gegeben.

»Jetzt heißt es abwarten«, sagte Hellmark ernst.

*

Die zwei Stunden, die vergingen, kamen ihnen vor wie die Ewigkeit.

Solange blieben Tina und Anka fort.

Wie Geister schälten sich ihre Schemen dann wieder aus der Luft vor ihnen.

»Da sind sie!« entfuhr es Mahay, und man hörte seiner Stimme an, daß er erleichtert war. Es war alles glatt gegangen! Bei der Begegnung zwischen beiden Botinnen und den Herrschern Ullnaks und Antolaniens hatte es keinerlei Probleme gegeben.

»Die Amulette waren wie Ausweise«, berichtete Anka glücklich lächelnd.

»Aleana und Ramdh leben!« freute Mahay sich. »Dann ist die Flucht vom Totenkopfmond in allen Phasen und für alle Beteiligte geglückt!«

»Aleana und Fürst Ramdh, der im Herrscherhaus von Ullnak noch zu Gast weilt, lassen ihre herzlichsten Grüße und Wünsche übermitteln«, fügte Tina Marino hinzu. »Wir hatten auch Gelegenheit, den berüchtigten Zaubergarten Tamuurs zu sehen.«

»Was ist aus ihm geworden?« fragte Rani schnell.

»Niemand weiß eine Erklärung dafür, aber es scheint so zu sein, daß mit dem Verlöschen der Existenz Tamuurs etwas geschehen ist, was kein Außenstehender bewirken konnte: die Vernichtung des Gartens.«

»Er… existiert… nicht mehr?«

»Doch. Aber alles verdorrt, als wäre eine große, unfaßbare

Hitzewelle über den Garten gefegt. Die bizarren Gewächse schrumpfen und dorren aus«, erhielt Rani Antwort auf seine Frage.

Ein tiefer Atemzug dehnte die muskulöse Brust des Inders. Er schloß die Augen.

»Chitra«, murmelte er kaum vernehmlich.

Björn wußte am besten, was jetzt in seinem Freund vorging.

Die kostbare Raubkatze, die Mahay aufs Wort gehorchte, war von dem Magier in dessen Garten zu einem fremdartigen Gewächs verzaubert worden.

Es schien, als hätte Rani immer noch gehofft, es würde doch noch mal eine Wende geben, die ihm Chitra zurückbrachte.

Die Wende hatte es gegeben. Chitra hatte ausgelitten. Unter die Ereignisse war endgültig ein Strich gezogen.

*

»Mit ihren Wünschen übermitteln Fürst Ramdh und Fürstin Aleana eine Einladung«, fuhr Anka Sörgensen fort. »Sie haben nicht nur erkannt, daß die Vereinigung ihrer beiden Länder von Vorteil ist, sie haben auch den Wert ihrer menschlichen Beziehungen zueinander erkannt. Es soll Hochzeit sein in Ullnak und Antolanien. Der Zeitpunkt steht noch nicht fest. Bei unseren regelmäßigen Besuchen, die wir vereinbaren konnten, soll uns der genaue Termin noch mitgeteilt werden. Fürst Ramdh und Fürstin Aleana sprachen die Hoffnung aus, daß wir alle bei den Festlichkeiten, die einen Maghon-Monat lang dauern sollen, anwesend sein können.«

Rani Mahay lächelte verschmitzt. »Die Ullnaker und Antolanier! Sieh' einer an, Björn… jetzt, wo ich nicht mehr bei ihnen bin, lernt man sie von einer ganz neuen Seite kennen. Eine Hochzeitsnacht, die vier Wochen lang dauert – wer hätte das gedacht, hm?«

*

Hellmark und Mahay erfuhren darüber hinaus, daß alle Gelehrten und Vergangenheitsforscher in Ullnak und Antolanien beauftragt würden, die Herkunft der beiden Amulette genau zu überprüfen.

Man versuche dort – auch im Interesse des Schicksals der menschlichen Völker – den Sinn dieses Geschenks und nach Möglichkeit den genauen Zeitpunkt seiner Übergabe herauszufinden.

»Es ist einiges in Bewegung geraten«, murmelte Hellmark. »Es haben sich Dinge entwickelt, die sowohl für uns als auch für Molochos ganz offensichtlich nicht vorauszusehen waren. Er hat eine Niederlage erlitten, mit der er nicht gerechnet hat. Ein Feind, der verwundet ist, wird umso gefährlicher. Wir sollten die Augen aufhalten, mehr denn

je…«

Anka wollte darauf etwas sagen, als Tina plötzlich zusammenzuckte.

»Was ist denn?« fragte die Freundin verwundert.

Die junge Italo-Amerikanerin, die in einer Wildwest-Filmserie die Rolle der »wilden Jenny« verkörpert hatte, wirkte mit einem Mal sehr bleich.

»Solange waren wir noch nie weg… in der anderen Dimension«, entgegnete Tina. »Ich fühle mich etwas flau… es muß mit unserem langen Aufenthalt dort zusammenhängen.«

»Das ist ohne weiteres möglich«, reagierte Björn sofort, der sich lebhaft an seine eigene Entwicklung erinnerte, die keineswegs so glatt verlaufen war.

Die Verdoppelung seines Körpers kostete Kraft. Er mußte die feinstoffliche Kopie mit Energie aus seinem Originalleib versorgen.

Wo Kräfte mobilisiert wurden, mußten sie auch erst geschaffen werden.

Was Tina da erlebte, war eine Art Kater auf den kräfteraubenden Durchgang durch die Dimensionen.

»Ich schnappe nur mal kurz, frische Luft, ich glaube, dann geht's mir wieder besser«, sagte die Italo-Amerikanerin.

Ehe sie jemand begleiten konnte, wandte sie sich schon um und ging durch die geöffnete Balkontür. Der Balkon lag seitlich schräg hinter dem offenen Kamin, der das Wohnzimmer vom Schlafgemach trennte.

Der Vorhang spielte leise im Wind.

Anka, Björn Hellmark und Rani Mahay sahen der jungen Schauspielerin nach.

Die eine Hälfte des Balkons war durch das große, bis zum Boden reichende Fenster zu überblicken.

Björn erwartete, daß Tina jetzt auftauchte, um sich an die Balkonbrüstung zu stellen.

Sie kam aber nicht…

Was er nicht sehen konnte: sie steuerte wie in Trance auf die Brüstung zu, wandte den Blick weder nach links noch nach rechts und stieg auf die Brüstung!

Sieben Stockwerke tiefer lag die Straße.

Passanten… Verkehr…

Himmel und Erde begannen sich vor den Augen der jungen Frau zu drehen.

Ohne einen Laut von sich zu geben, sprang sie in die Tiefe.

*

Er war bekannt dafür, daß er morgens gerne lange schlief.

Aber das nahm ihm niemand übel. Schließlich blieb er abends dafür umso länger auf. Aber schließlich konnte der Chefarzt einer Privatklinik es sich erlauben, seine Zeit so einzuteilen, wie er wollte, wenn die Patienten darunter nicht zu leiden hatten.

Und daß hier alles seine Ordnung hatte, dafür sorgte Dr. Clark Longfield schon.

Gutausgebildete Mediziner standen zur Verfügung, und für den Fall einer komplizierteren Geburt genügte ein Anruf, und Longfield war innerhalb von zwei Minuten an Ort und Stelle.

Longfield frühstückte nach dem späten Aufstehen in aller Ruhe.

Ins Haus kam tagsüber eine Zugehfrau, die sich um die Wohnung kümmerte, die Betten machte und dafür sorgte, daß Staub gesaugt und geputzt wurde. Mittag- und Abendessen nahm Longfield sowieso in der Klinik ein.

Die erste Stunde morgens genoß er, hörte Radiomusik und las in der Zeitung.

An diesem Morgen aber kam Longfield nicht dazu, in gewohnter Manier die erste Stunde zu verbringen.

Als er sein Schlafzimmer verließ, kam ihm die Atmosphäre des Hauses schon so seltsam vor…

Er hatte das Gefühl, beobachtet zu werden!

Diese Überzeugung war so stark, daß er sie nicht ignorieren konnte.

Longfield ging durch die Wohnung im Parterre.

Ihn fröstelte.

Draußen sah es trüb und regnerisch aus. Aber alle Fenster waren doch verschlossen?

Als er im Flur im Parterre stand, spürte er den kühlen Luftzug.

Der kam von oben!

Auf Longfields Stirn bildete sich eine steile Falte.

Da oben mußte irgendwo ein Fenster offenstehen.

Er eilte die Stufen hinauf.

Richtig! Das hintere Flurfenster war nur angelehnt.

Er lief darauf zu, zog es vollends auf und warf einen Blick hinunter in den parkähnlichen Garten. Er sah unten auf dem Rasen das zusammengetretene Gras, als hätten dort mehrere Personen gestanden.

Er sah Kratzer an der Hauswand…

Hier war jemand eingestiegen!

Ein Einbrecher, der mit Helfershelfern gearbeitet hatte…

Doc. Longfield schnürte es die Kehle zu. Er mußte sofort das ganze Haus kontrollieren und dann, wenn sich sein Verdacht bestätigen sollte, sofort die Polizei benachrichtigen.

Aber seltsam… hier unten in Wohn-, Arbeits- und Gästezimmer

und auch nicht in der Bibliothek waren Schubladen durchwühlt, gab es in den Schränken keine offenstehenden Türen…

Es war alles so wie immer.

Das irritierte – und ängstigte den Mann. Dann waren der – oder diejenigen aus einem anderen Grund als wegen des Diebstahls hier eingedrungen und…

Er wirbelte herum und merkte plötzlich: da steht jemand hinter mir.

Longfields Herzschlag stockte.

»Jim?« fragte er irritiert, als er in dem zwielichtigen Flur die bizarre Gestalt auf sich zukommen sah.

Ein Kugelkopfgeschöpf!

Der starre, dunkle Kamm schien die obere runde, kahle Schädeldecke in zwei Hälften zu teilen.

Das war nicht Jim!

Der fremdartige Besucher hatte einen bronzefarbenen, nackten Oberkörper und war lediglich mit einem blau-grünen, pelzartigen Lendenschurz bekleidet.

Longfield verschlug es die Sprache. Er stand da, wie zur Salzsäule erstarrt. Er wollte noch etwas sagen, aber der andere kam ihm zuvor.

»Ich bin Czek«, sagte der Besucher mit dumpfer und rauher Stimme.

Jim war jünger, einen Kopf kleiner, sein Kamm war nicht so dunkel. Das Geschöpf, das er großgezogen hatte, konnte auch niemals einen solchen Lendenschurz tragen, denn es besaß keinen.

»Was ist… was soll das?« entrann es den spröden Lippen des Arztes. »Wie kommst du hier herein?«

»Durch das Fenster. Meine Freunde haben mir geholfen. Du hättest dir das ersparen können. Wo befindet sich Jim?«

Jim – diesen Namen hatte er dem Kugelkopfgeschöpf gegeben, das Cynthia Moreen vor nunmehr zwei Jahren auf die Welt gebracht hatte.

Ein Wesen aus einer anderen Welt – geboren von einer menschlichen Mutter, die nicht ahnte, daß ihre Leibesfrucht nicht abgestorben war.

Longfield hatte damals die Sensation gewittert.

Er verbarg das Neugeborene und sorgte für seine Ernährung. Dies alles war neu und fremd für ihn, und es war im voraus unmöglich zu sagen, wie das Experiment ausging.

Vertrug das Neugeborene die irdische Nahrung?

Nichts anderes konnte er ihm bieten. Aber wenn es vor seiner Geburt durch die Blutnährstoffe seiner Mutter am Leben erhalten und im Mutterleib gewachsen war, dann würde es auch das vertragen, was anderen Säuglingen angeboten wurde und was es hier in Hülle und

Fülle gab…

Das Baby vertrug die Nahrung.

Es war – außer seinem Aussehen – in seinem Organismus wie die anderen Kinder.

Aber es entwickelte sich schneller. Es verkonsumierte außergewöhnlich große Mengen, die seinem blitzartigem Wachstum entsprachen.

Nach sechs Monaten schon war das Kind einen Meter groß, es konnte laufen und gleichzeitig setzte sein Sprachvermögen ein.

Longfield taufte das Kugelkopfkind kurz und bündig Jim.

Jim machte rasend schnelle Fortschritte in seiner Entwicklung. Im folgenden Jahr schon beherrschte Jim drei Sprachen, konnte sie fließend schreiben und lesen, und dies nur anhand seines unermüdlichen Selbststudiums.

Jim war intelligent in einem Maß, wie man das mit irdischen Maßstäben nicht berechnen konnte.

Er wollte alles wissen über seine Herkunft, und soweit Longfield die Tatsachen der Ereignisse bekannt waren, verschwieg er sie ihm nicht.

Jim zeigte Verständnis dafür, daß er den geheimen Kellerraum nicht verlassen konnte. Longfield verschönte ihm die Umgebung, so gut es ging.

Es gab Stunden – und die lagen grundsätzlich in der Nacht –, da schmuggelte Longfield seinen Schützling hinaus in die Welt, um sie ihm in natura zu zeigen. Jim verstand, warum er sich verbergen mußte, warum Longfield es ihm nicht erlauben konnte, sich frei in der Welt der Menschen zu bewegen.

Er war kein Mensch. Er war weniger als ein Tier.

Er war ein Dämon… vom Äußeren her. In seinem Herzen aber fühlte er sich als Mensch.

Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Möglichkeiten, die ihm diese Welt und diese Gesellschaft boten, waren beachtlich.

Und gefährlich, wie Longfield anfangs glaubte. Aber es war erstaunlich, wie Jim durch Klugheit und Vernunft seine Situation meisterte und alles von sich aus tat, um Longfield, der sein Ziehvater war, nicht in Schwierigkeiten zu bringen.

Jim! Nun wollten sie Jim haben! Longfield lief es eiskalt über den Rücken, er verstand sofort, worum es ging, aber er stellte sich dumm.

»Jim?« fragte er rauh. »Wer ist Jim, wen meint ihr damit?«

»Er ist Garcos Sohn«, bekam er zu hören.

»Wer ist Garco?« Er mußte Zeit gewinnen, er wußte nicht wieso und was sich dann ändern sollte. Er handelte instinktiv.

»Ein Freund. Er weiß alles. Wir sind das Volk der Guufs. Wir dulden keine Verräter unter uns. Garcos Sohn ist ein Verräter!«

Longfield zuckte die Achseln. »Ich verstehe nicht, was du von mir willst.«

Der andere gab ein unheimliches Geräusch von sich, das ein Mittelding war zwischen Knurren und höhnischem Lachen. »Als ich hier auftauchte, da bist du zwar erschrocken. Aber ich habe deine Augen gesehen. Der Blick war erstaunt, verwundert – dann ratlos. Ein anderer an deiner Stelle wäre vor meiner Erscheinung davongelaufen. Du bist es nicht. Du kennst uns, kennst ihn: Garcos Sohn. Und im ersten Moment warst du dir nicht sicher, ob Garcos Sohn, dem du den Namen Jim gegeben hast vielleicht doch nicht vor dir steht. – Wo ist er jetzt?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst, ich…«

»Narr!« fuhr ihn da der Kugelkopf an. »Du weißt nicht, in welcher Gefahr du schwebst! Ich könnte dich auf der Stelle töten, wenn ich wollte…« Mit diesen Worten riß sein Gegenüber ruckartig ein breites Kampfschwert aus der pelzbesetzten Scheide, die in den Lendenschurz eingearbeitet war und sich von ihr nicht im geringsten unterschied. Longfield zog scharf die Luft ein und wich zurück. Der andere hielt ihm die Klinge genau an die Kehle. Longfield stand mit dem Rücken zur Wand. Wenn der Guuf jetzt zudrückte…

»Ich will dir eine Chance geben«, brachte der Kugelkopf rauh hervor. »Wir wissen alles. Wir sind die Diener des Schattenfürsten, kämpfen für ihn und warten auf seine Rückkehr. Garco führt unsere Gruppe an, die die Ungläubigen und Abtrünnigen auf der Insel vernichtend schlägt. Haophylkontromtetcoilak wartet auf seine Zeit. Sie wird kommen. Wir werden eine Möglichkeit finden, die sieben Tore öffnen zu lassen, die seinen Körper bannen. Wir haben eine Möglichkeit gefunden, in diese Welt zu kommen, um Gericht zu halten über Garcos Sohn, der einen Auftrag hatte, diesen Auftrag aber entweder vergessen oder nicht angenommen hat. Dies werden wir herausfinden. Und du wirst uns dabei helfen. Du hast Garcos Sohn erhalten. Ob es gut oder schlecht war, wird sich herausstellen. Garcos Sohn, den du Jim nennst, hat erkannt, daß wir kommen. Und er ist geflohen. Das beweist, daß es nicht gut war, ihm das Leben zu erhalten. Er hat sich losgesagt von der Dienerschaft Haophylkontromtetcoilaks. Das aber kann er nicht. Haophylkontromtetcoilak ist sein Herr. Ein Diener aber muß seinem Herrn dienen. Wo befindet sich Jim jetzt?«

Longfield sah ein, daß er unter dieser Wucht der Kenntnisse nicht mehr länger leugnen konnte. Hinzu kam, daß das Schwert an seiner Kehle eine lautlose, aber recht bestimmte Sprache redete.

»Es stimmt. Es gibt ihn… Jim… aber ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Wenn ihr ihn nicht gefunden habt.«

Der junge Guuf, den Cynthia Moreen hier auf die Welt gebracht

hatte, war geflohen! Er hatte die Gefahr rechtzeitig registriert.

»Wie seid ihr herübergekommen?« wollte Longfield wissen, dem das Ganze von Minute zu Minute unheimlicher vorkam.

»Wir haben Freunde. Die haben Macht. Was auf Xantilon geschieht, beweist, daß die Diener des Schattenfürsten auf der richtigen Seite kämpfen. Die alten Mächte gehen unter – und eine neue ergreift Besitz. Die neue – hat mehr Macht als die alten Priester, die sich die Kaste der Weisen nennt und gegen die wir kämpfen.

Als Diener unseres Fürsten mit dem unaussprechlichen Namen wurden wir eingeführt in Praktiken, die die Schwarzen beherrschen.

Einer der mächtigen neuen Priester, für die es keinen Tod mehr geben wird, hat ein Geheimnis für uns gelöst, ein Geheimnis, das Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft miteinander verbindet, ein Geheimnis, das Raum und Zeit für uns dort durchlässig macht, weil einer der Großen aus den Reihen der Schwarzen Priester auch auf diese Welt schon seinen Fuß setzte. Wo die Guuf sind, da können sich die geistigen Kräfte auch des Schattenfürsten auswirken. Leider noch nicht in ihrer vollen Stärke. Doch auch das werden wir noch erreichen. Vorerst müssen wir mit diesem geringeren Ergebnis zufrieden sein. Wie wir hier herüberkamen, das werden wir dir zeigen. Dies wird auch deshalb sehr interessant für dich sein, weil du sehen sollst, was mit dir geschieht, wenn du nicht willig bist, uns zu unterstützen. Wir geben dir einen bestimmten Zeitraum, weil auch uns nur ein bestimmter Zeitraum zur Verfügung steht. Unser Aufenthalt hier ist begrenzt. Unser Auftrag lautet, Garcos Sohn mitzunehmen, um über ihn zu richten. Schaff uns Garcos Sohn herbei, damit du nicht erlebst, was wir dir zeigen werden…«

»Wir…? Sind noch… mehr mitgekommen?«

»Ja, sie warten dort, wo die Wiege von Garcos Sohn stand. Sie zeigen dir, was du wissen mußt, wenn du es wagst, uns zu hintergehen. Wir geben dir genau vierundzwanzig Stunden Zeit, uns Garcos Sohn auszuliefern. Schaffst du ihn in dieser Zeit herbei, werden wir ihn mitnehmen und dich in Ruhe lassen.«

»Und wenn es mir nicht gelingt?«

»Das würden wir dir nicht raten. Auch wir haben nur vierundzwanzig Stunden. Dann kehren wir zurück. Für immer! Und dich – nehmen wir mit. Für immer. Es wird sehr unangenehm für dich werden.«

*

Dr. Clark Longfield verstand die Welt nicht mehr.

Der Guuf forderte ihn auf, wie sonst in die Klinik zu gehen und jenen Raum aufzusuchen, der Jim alias Garcos Sohn als Unterschlupf

diente.

»Dort warten meine Freunde auf dich«, bemerkte der Guuf, der ihm hier aufgelauert hatte, spöttisch. »Sie werden dir etwas zeigen, was dich sehr interessiert.«

Ohne zu frühstücken, nur schnell eine Tasse Kaffee in sich hineinschüttend, verließ Longfield sein Haus.

Er lief schnell, weil er sich beobachtet fühlte. Sein Gefühl trog ihn nicht. Hinter dem Vorhang zum Arbeitszimmer in der ersten Etage zeigte sich schemenhaft der dunkle, bizarre Kopf des Guuf. Aus zwei tief liegenden, kreisrunden Augen wurde Longfield beobachtet.

Bei seiner Ankunft in der Klinik versuchte er sich so zu geben wie sonst. Aber es fiel ihm entsetzlich schwer.

Er wurde das Gefühl nicht los, daß seine Kollegen, das Pflegepersonal und die Patienten ihm ansahen, was er erlebt hatte.

Er wirkte zerfahren und teilte seinen Assistenten mit, daß er noch eine dringende Arbeit zu erledigen hätte. In der nächsten Stunde sei er für niemand zu sprechen. Er schloß sich in sein Zimmer ein und verließ es schon heimlich wieder innerhalb der nächsten zehn Minuten.

Der Doc benutzte den Hintereingang, um in das Kellergeschoß zu gelangen. Es zog ihn beinahe magnetisch dorthin.

Hatte er nur geträumt oder war alles Wirklichkeit, was sich während der letzten halben Stunde in seinem Haus abgespielt hatte?

Bald würde er es genau wissen.

Niemand beobachtete ihn dabei, als er wie so oft in den letzten zwei Jahren den Keller aufschloß.

Hier gab es kein Fenster. Jim hatte im ersten Jahr außer dem künstlichen Licht der Lampen keine andere Helligkeit kennengelernt.

Mit einem raschen Blick vergewisserte sich Longfield, daß auch wirklich niemand in der Nähe war und huschte dann in den düsteren Raum.

Der Arzt kam gar nicht erst dazu, nach dem Lichtschalter zu tasten…

Licht flammte nämlich auf. Aus einer Taschenlampe! Longfield schloß geblendet die Augen.

»Was soll der Unfug, ich…«

Der Lichtstrahl wanderte über ihn hinweg und blieb an der Wand gegenüber haften.

Im Licht konnte Longfield nun die beiden Gestalten sehen, die sich hier in der Wohnung Jims niedergelassen hatten und auf dem Sofa gegenüber saßen.

Jim war nicht da. Das hatte er auch gar nicht mehr erwartet. Es war ihm gelungen zu fliehen, es stimmte alles. Er hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt, eine Gefahr, die aus einer anderen Welt hier

herüber gekommen war.

Die beiden Kugelköpfe erhoben sich.

Longfield erkannte, daß einer die Taschenlampe in der Hand hielt, die hier unten in einer Schublade stets griffbereit lag, um einen eventuellen Stromausfall für Jim kompensieren zu können.

Der Lichtstrahl zeigte jetzt genau auf die Wand neben der Eingangstür.

Dort war ein Bild abgehängt und ein Korbstuhl war seitlich weggerückt worden. Auf der tapezierten Wand befand sich ein mit dunkler Kreide dick ausgemalter Rahmen, in dem verschiedene fremdartige Symbole eingezeichnet worden waren.

Die beiden Guuf kamen auf Longfield zu.

Sie deuteten auf die mannsgroße Fläche.

Longfield setzte sich wie in Trance in Bewegung und musterte die mit Kreide eingerahmte Fläche auf der Tapete. Es sah gerade so aus, als ob ungezogene Kinder hier versucht hätten, einen primitiven Spiegel zu zeichnen.

Vor der Wand blieb er stehen.

»Weitergehen«, erhielt er das Kommando.

»Aber…«

»Es geht… weiter, Helfer des Verräters!«

Er erhielt einen Stoß in die Seite. Der war heftig.

Longfield taumelte gegen die Wand. Genau auf die eingerahmte Fläche zu.

Er war schon auf den Zusammenprall mit der Mauer gefaßt.

Es erfolgte kein Widerstand!

Er fiel weiter, kippte förmlich nach innen, taumelte und warf die Arme hoch, um den Fall abzubremsen, auf den er nicht gefaßt gewesen war.

Die Wand – war gar keine Wand mehr!

Er durchstieß sie wie eine gestaltlose Wolke…

*

… und im nächsten Moment schon war die Welt verändert.

Das war nicht mehr das Zimmer, in dem Jim seine Tage verbracht hatte.

Der Geruch war anders.

Scharf, penetrant.

Lärm. Feuerschein am Himmel.

Himmel? Ja! Schwarz und bedrohlich spannte er sich über das Tal, das umgeben war von riesigen bizarren Gebirgen, die dunkelviolett glühten, als ob höllisches Feuer in ihnen glose.

Ein Zeltlager. Wilde Gestalten – Guuf – tanzten um zahllose

Lagerfeuer.

Geruch von Rauch. Und verbranntem Fleisch. Und Öl, Schweiß und einem Gewürz, das er nicht definieren konnte.

Pferde wieherten. Menschenstimmen. Gelächter und wildes Grölen…

Clark Longfield stöhnte.

Neben ihm tauchten die beiden Kugelköpfe auf, die sich in Jims Quartier häuslich eingerichtet hatten.

Der eine hielt die Taschenlampe nicht mehr in der Hand, er hatte sie in der Wohnung zurückgelassen.

Zurückgelassen?! Wie sich das anhörte!

Der Arzt begriff, wo er sich befand, auch wenn er es nicht wahrhaben wollte. Er verstand nun, weshalb Cynthia Moreen seinerzeit so zögernd, von ihren unheimlichen nächtlichen Erlebnissen berichtet hatte. Eine Zeitlang war sie Nacht für Nacht aus ihrem Bett verschwunden, während sie meinte, von einem fremden, furchtbaren Land zu träumen. In Wirklichkeit befand sie sich in diesem fremden, furchtbaren Land, in dem Geister und Dämonen herrschten, wo es die Guuf, wo es Haophylkontromtetcoilak gab, wo schwarze und weiße Kasten aufeinander losgingen, weil ein Priester der schwarzen Kaste die Macht über jene nächtliche Traumwelt erringen wollte.

Diese nächtliche Traumwelt Cynthia Moreens war auch für ihn manifest geworden! Er sah sie nicht nur, er konnte sie fühlen, riechen und schmecken. Sie umgab ihn, sie verleibte sie ihm ein.

Er hatte die Grenze passiert.

»Wir sind da«, hörte er die Stimme eines Guuf hinter sich. Und er erhielt abermals einen Stoß in den Rücken, der ihm zu verstehen gab, daß er weiter nach vorn gehen sollte.

Ja, er war da! Die ganze Tragweite seiner Ankunft aber erfaßte er gar nicht.

Dr. Clark Longfield befand sich in einer Welt, die vor zwanzigtausend Jahren existierte!

Er hatte Raum und Zeit durcheilt und befand sich auf der Insel Xantilon!

*

Er spürte plötzlich eine Unruhe, der er nachging.

Hellmark gab sich einen Ruck.

Warum tauchte Tina Marino nicht auf dem Balkon auf, der in ihrem Blickfeld lag?

Das konnte Zufall sein – brauchte aber nicht.

Mit zwei schnellen Schritten war er an der Tür.

»Tina!« entfuhr es ihm, als er den leeren Balkon sah.

Anka schrie erschreckt auf. Mahay war mit einem Sprung neben Hellmark, der sich über die Brüstung beugte und Zeuge des unheimlichen Geschehens wurde.

Die Schauspielerin fiel wie ein Stein nach unten und befand sich jetzt auf der Höhe etwa des vierten Stocks.

»Tina! Mein Gott!« gellte Anka Sörgensens Stimme.

Die Norwegerin krallte die Finger in das Gestein.

Unten auf der Straße blieben Fahrzeuge und Passanten stehen. Menschen schrien auf und deuteten nach oben.

Diese Aufmerksamkeit konnte niemand von ihnen hier oben mehr verhindern.

Aber daran dachte Hellmark in dieser Sekunde gar nicht. Er handelte blitzschnell.

Macabros! Der Gedanke, kraftvoll und konzentriert, an seinen Zweitkörper genügte.

Die feinstofflichen Substanzen bildeten im Nu den Körper, der unverwundbar war. Macabros entstand genau drei Stockwerke tiefer, direkt unterhalb des wie ein Stein in die Tiefe fallenden, nicht schreienden Mädchens.

Macabros war genau unter ihr – und sie fiel direkt in seine Arme.

Nur eine Zehntel Sekunde währte dieser unheimliche, sensationelle Vorgang.

Noch eine Zehntel Sekunde dauerte das Ereignis, das sich notgedrungen anschloß. Durch Hellmarks kraftvolle, fiebernde Gedanken wurde sein Zweitkörper mit der Geretteten, fest in Macabros' Händen Liegenden auf den Balkon teleportiert.

Da stand Macabros, da stand Tina Marino, die er benommen und langsam auf die Füße gleiten ließ.

Macabros verschwand – Tina stand allein vor Anka, Rani und Björn.

Hellmark zog die Italo-Amerikanerin zu sich her und schritt von der Brüstung zurück.

Da stand nur noch Mahay und starrte in die Tiefe. Dort unten standen die Menschen wie dichtgedrängt beisammen, gestikulierten und redeten miteinander.

Was war geschehen? Was hatten sie gesehen?

Eine Halluzination?

War da nicht eben noch ein Mensch in die Tiefe gestürzt?

Und nun? Wo war er jetzt?

Einfach verschwunden! Da ging doch etwas nicht mit rechten Dingen zu!

Keiner wußte, was sich abgespielt hatte. Und die Zeugen, die sich vor wenigen Augenblicken noch so sicher waren, begannen zu zweifeln.

In der Ferne war das Sirenengeheul eines sich nähernden Polizeifahrzeugs zu vernehmen. Rotlicht blitzte auf dem Dach des Wagens.

Hellmark und seine Freunde zogen sich schnell vom Balkon zurück. Mahay drückte die Tür hinter sich zu.

Tina Marino wurde von Anka untergehakt.

Hellmark blickte Tina an.

»Was ist passiert, Tina?« fragte er irritiert. »Warum bist du plötzlich gesprungen?«

Sie duzten sich. Wie selbstverständlich. Sie waren Gleichgesinnte, Freunde…

»Ich weiß nicht… ich konnte nicht anders.«

Die junge Schauspielerin wirkte bleich und verstört, fing sich aber schnell wieder.

Sie setzte sich auf einen Sessel. Björn nahm aus der Bar eine Whiskyflasche und schenkte ein Glas zu einem Drittel voll.

Tina zitterte noch am ganzen Körper wie Espenlaub. Sie nahm den Drink bereitwillig, schüttelte sich und schluckte tapfer.

Mahay freute sich. »Na also! Ihre Wangen glühen schon wieder.«

»Es tut mir leid. Ich wollte nicht«, entrann es ihren Lippen.

»Du bist dir dessen, was du getan hast, voll bewußt?« drang Björn in sie.

»Ja.«

»Du hast genau gewußt, was du tatest, ohne zu begreifen, was daraus werden würde? Es wäre unter normalen Umständen – ein Sprung in den Tod geworden.«

»Das weiß ich.«

»Du wußtest es auch schon in dem Augenblick, als du die Brüstung überklettertest?«

Sie dachte einige Sekunden nach. »Nein – eigentlich nicht.«

»War es – ein Zwang? Wolltest du dich wehren, aber du konntest es nicht?« Björn wollte es ganz genau wissen.

»Nein, so kann man das eigentlich nicht bezeichnen, Björn… das war kein Zwang. Ich selbst wollte es. Ich hielt es – für ganz selbstverständlich.«

»Eigenartig«, schüttelte Björn den Kopf.

Was war hier geschehen?

Sie versuchten den rätselhaften Vorgang einzukreisen, das Denken und die Gefühle Tina Marinos nachzuvollziehen. Es gelang aber nicht. Sie standen hier einem Geheimnis gegenüber wie einem verschlossenen Tor.

»Was hat den Vorgang verursacht?« Diese Frage ließ auch Anka Sörgensen keine Ruhe.

Es blieb ungeklärt, ob Tina das Opfer eines hypnotischen oder

posthypnotischen Vorgangs geworden war oder ob ihre Handlung ganz allein in ihr selbst begründet lag. Möglicherweise ausgelöst durch ein Fehlverhalten ihrer Psyche?

Björn war bereit, eher das letztere anzunehmen.

Tina Marino hatte sich plötzlich in seiner Nähe entschlossen, auf den Balkon hinauszugehen. Sie hatte das Bedürfnis, frische Luft schnappen zu müssen.

Wenn es sich dabei um einen Einfluß handelte, der von einem Dämon gekommen wäre, dann hätte sich der sicher nicht in dieser Stärke ausgewirkt. Aus Erfahrung wußte Björn, daß in seiner Nähe sich solche Gedanken nicht auswirken konnten. Er besaß die Dämonenmaske und trug das Schwert des Toten Gottes bei sich. Gerade die Dämonenmaske aber hielt ihm seine sichtbaren und unsichtbaren Feinde vom Hals. Es sei denn, sie hatten Selbstmordabsichten. Die Maske, die ihm schon so großartige Dienste geleistet hatte, schickte sie in das Nichts zurück und löschte ihre Existenz aus.

Es mußte also etwas anderes sein, das Tina Marino in seinen Bann zog.

War das alles, was hinter ihr lag, einfach zuviel für sie gewesen? Rebellierte ihr Organismus auf die Durchgänge der Dimensionsbarrieren, die für jeden anderen Menschen entweder gar nicht möglich oder ganz und gar tödlich verlaufen wären?

Das Ganze war nach wie vor ungeklärt, und da es sich jederzeit wiederholen konnte, war Tinas Leben aufs Höchste gefährdet.

Möglicherweise nicht nur das Tinas. Auch Ankas Leben stand auf dem Spiel. Bei ihr konnte unerwartet der gleiche Zustand auftreten.

Björn wollte den Dingen auf den Grund gehen.

Es würde besser sein, wenn sich die Freundinnen ein paar Tage lang auf Marlos aufhielten, die neue Umgebung kennenlernten und sich erholten. Kennenlernen sollten sie auch Carminia Brado, Pepe, Camilla Davies und Alan Kennan, die Marios’ erste Einwohner waren.

Anka und Tina sollten sich gegenseitig beobachten. Auch Rani Mahay und Carminia sollten ein Auge auf die Freundinnen werfen.

Bevor Björn in Einzelheiten seinen Vorschlag unterbreiten konnte, wurde draußen angeklopft.

Die inzwischen alarmierte Polizei war eingetroffen.

Anka ließ die beiden Beamten ein.

Der größere, ein gewisser Mike Philips, sprach die Anwesenden an.

»Da ist eine merkwürdige Geschichte im Umlauf«, sagte er leise und ließ den Blick in die Runde gehen. »Die Leute dort unten behaupten, daß von diesem Zimmer jemand aus dem Fenster gesprungen sei.«

»Aus dem Fenster gesprungen?« fragte Anka verwundert, die Worte

des Cops wiederholend.

»Hm, wird gesagt.«

»Aber das hätten wir doch merken müssen«, schaltete Björn sich ein. »Wie Sie sehen, sind wir vollzählig.«

»Ist denn etwas passiert?« fragte der Inder überrascht. »Wir haben hier nichts bemerkt.

Ein Selbstmordversuch? Dann haben Sie sich in der Zimmertür geirrt, meine Herren.«

»Nein, das haben wir nicht. Man hat uns das Fenster genau bezeichnet. Deshalb sind wir hier.«

»Aber wie Sie sehen, ist nichts passiert«, redete Anka Sörgensen wieder. »Da muß sich wirklich jemand geirrt haben.«

»Erlauben Sie, daß wir einen Blick hinauswerfen auf Ihren Balkon, Miss?«

»Aber selbstverständlich.«

Die beiden Beamten folgten Anka nach draußen.

Tina, Björn und Mahay blieben etwas im Hintergrund.

Mike Philips starrte in die Tiefe, ließ seinen Blick die Hotelwand entlangschweifen und wandte sich dann an Hellmark.

»Verrückte Geschichte, kommt mir ganz merkwürdig vor… sind Sie Artist?«

»Nein, wie kommen Sie darauf?«

»Hm«, das schien seine Angewohnheit zu sein, jeden zweiten Satz, den er sagte, mit »hm« zu beginnen. »Könnte ja sein, daß Sie ’ne neue Nummer ausprobiert haben. Die Menschenansammlung da unten kommt nicht von ungefähr. Von zahllosen Zeugen wurde bestätigt, daß sie gesehen hätten, wie ein weiblicher Körper durch die Luft flog und in Höhe zwischen dem dritten und vierten Stock plötzlich von einem Mann abgefangen wurde. Dann sei der Spuk plötzlich zu Ende gewesen. Es sei alles so schnell gegangen, daß man die Einzelheiten gar nicht hätte beobachten können.«

»So etwas gibt’s doch nicht«, bemerkte Björn.

»Sagten wir uns auch. Aber Sie müssen Verständnis dafür haben, daß wir Sie danach befragen.«

»Aber natürlich…«

»Uns ist das auch peinlich. Doch müssen wir der Sache auf den Grund gehen. Sie haben also mit den Vorgängen, die man gesehen haben will, nichts zu tun?«

»Nein. Offenbar sind die Leute da unten einer Halluzination zum Opfer gefallen.«

Mike Philips nickte. »Hm, ja, so etwas soll es geben. Entschuldigen Sie bitte die Störung! – Ladies…, Gentleman… wir tun auch nur unsere Pflicht.«

Er seufzte, ließ den Blick in die Runde gehen und blickte Tina

Marino aufmerksam an.

»Wissen Sie, was die Leute gesagt haben?« sprach er die Italo-Amerikanerin an.

»Nein…«

»Sie konnten Sie genau beschreiben. Sie sollen die Frau gewesen sein, die zwischen Himmel und Erde schwebte…« Er stutzte plötzlich. »Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor«, sagte er dann plötzlich. »Ich hab' Sie doch schon irgendwo gesehen… wenn ich nur wüßte, ich… ah, jetzt fällt mir's ein! Kino! ›Heiße Colts und ein Teufelsweib‹, ›Die Lady der Blauen Berge streckt ihre Klauen aus‹, Tina Marino alias ›Die wilde Jenny‹. Sie sind Tina Marino.«

»Stimmt.«

Da begann Mike Philips zu strahlen, und auch sein Kollege sah aus wie ein Wonnemond im Juni.

»Das darf doch nicht wahr sein! Aber es ist so, Bill! Dürfen wir ein Autogramm haben?«

»Selbstverständlich gern.«

»Haben Sie ein Bild von sich dabei?«

»Leider nein.«

Tina schrieb ihren Namenszug mit einer persönlichen Widmung und dem Datum des Tages auf zwei Servietten, die die beiden Cops beglückt einsteckten.

Mike Philips riß die Augen auf und hatte dabei eine gewisse Ähnlichkeit mit Jerry Lewis. »Es ist also doch was dran, nicht wahr?« sagte er plötzlich wie aus der Pistole geschossen.

Er blickte einen nach dem anderen grinsend an.

»Was soll wo dran sein?« interessierte Björn sich, auf dem Philips' Blick zuletzt haften blieb.

»An dem Theater. Das Ganze war eine Show. Wie habt ihr das gemacht? Mit einer Puppe? Natürlich, das ist die Lösung! Ein Reklamegag mit einer Puppe, die wie Tina Marino aussah. Euch fällt aber auch immer etwas Neues ein, um Publicity zu machen. Aber laßt die Finger davon, bitte, ich sag's in aller Güte. So etwas muß angemeldet sein. Man kann das Ganze sonst als groben Unfug auslegen. Dann gibt's Strafmandate. Das möchte ich Ihnen ersparen. Oder wollen Sie das? Hm?« Seine Augen wurden noch größer. »Publicity um jeden Preis… wir können Ihnen helfen…«

»Es ist nichts von alledem, was Sie denken«, widersprach Tina lächelnd. »Hier ist nichts vorgefallen.«

Mike Philips winkte ab. Er war nicht überzeugt. Das konnte man ihm nicht verübeln. »Hm, gut, wie Sie wollen – aber bei dem einen Scherz bleibt es doch, ja?«

*

Von Scherz konnte keine Rede sein. Wie bitter ernst es diesen vier Menschen war, ahnten Mike Philips und sein Begleiter nicht.

Björn und seine Freunde warteten, bis sich der Menschenauflauf unten vor dem Hotel aufgelöst hatte.

Dieser rätselhafte und fast tödlich ausgegangene Vorfall konnte eine natürliche Erklärung in einer allgemeinen Überreizung des Organismus der zarten jungen Frau haben oder er war durch einen Einfluß ausgelöst worden, der sich während des Übergangs nach Maghon vollzogen hatte.

Lauerten in den Raum-Zeitstrudeln zwischen den Dimensionen Mächte, von denen man bisher nichts wußte, die Rha-Ta-N'my oder Molochos hörig waren?

Björn wollte diese Dinge ergründen, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Bis dahin aber mußten die beiden Frauen eine sichere Unterkunft haben. Marlos war sicher. Dort würde sich zeigen, ob der gleiche Zustand nochmal auftrat oder nicht. Und wenn, dann war das nicht weiter schlimm.

Auf Marlos gab es Helfer, die Tina und Anka nicht aus den Augen ließen.

Tina Marino sah man nicht mehr an, was sie vorhin durchgemacht hatte.

Sie hatte den Schock überwunden, und sie war dazu bereit, neue Taten gemeinsam mit Anka zu begehen.

Sie traute sich zu, einen neuen Teleportationsvorgang mit ihrer Freundin vorzunehmen, um das aus der Bank entwendete Geld wieder zurückzubringen.

Der Versuch klappte auf Anhieb und nach ihrer Rückkehr ins Hotelzimmer war niemand eine Spur von Anstrengung anzusehen.

Dann verließen sie alle gemeinsam das Hotelzimmer, und Anka Sörgensen bezahlte die Rechnung für die letzten beiden Tage.

Der Parkplatz war zum Teil von dichtem Buschwerk umstanden.

Dort drüben, nur etwa dreißig Schritte vom Hotel entfernt, konnte er es wagen, die beiden Freundinnen und auch Rani Mahay mit Hilfe seines Doppelkörpers nach Marlos zu bringen. Nach all den unheimlichen Abenteuern und Strapazen, die Mahay hinter sich hatte, brauchte der Inder dringend Ruhe.

Die Freunde stiegen die Treppen nach unten und kamen aus dem Portal.

Der Zeitungsjunge, der weniger als eine Steinwurfweite von ihnen entfernt gerade ein noch druckfeuchtes Exemplar an den Mann brachte, lief sofort auf sie zu.

»Extrablatt!« brüllte er. »Sind die Marsmenschen in Memphis gelandet? Geheimnisvoller Fremder treibt sich dort herum. Polizei

steht vor einem Rätsel. – « Der Junge mit den wirren Haaren tauchte vor den Freunden auf und streckte ihnen eine Zeitung entgegen. »Auch eine Sonderausgabe?« fragte er fröhlich und mit heller Stimme.

Die vordere Hälfte des Extrablattes wurde gezeigt, damit sie die reißerisch aufgemachten Überschriften sofort sehen konnten. Aber die allein waren es nicht, die Hellmark ins Auge sprangen.

Da war ein Foto!

Etwas verwaschen, aber doch noch so erkennbar, daß man sah, wie ein Mann geduckt davonlief, eine Jacke über seinen Kopf ziehend.

Der Fotograf, der dieses Bild geschossen hatte, benutzte ein starkes Teleobjektiv. Er hatte darüber hinaus den Fliehenden von der linken Seite her erwischt, so daß es ihm gelungen war, einen Teil des Gesichts zu fotografieren.

»Die einzige Aufnahme des Fremden!« stand darunter.

Der Bericht begann mit den Worten: »Ulk oder Wahrheit? Was sich heute in den frühen Morgenstunden in Memphis ereignete, ist ohne Beispiel…«

Björn hatte das Gefühl, als kralle sich eine eisige Hand in sein Herz.

»Eine Zeitung, bitte…«, sagte er gefaßt. Er drückte dem Boy einen Zehndollarschein in die Hand.

»Oh, Mister!« quakte der Junge. »Haben Sie’s nicht kleiner? Das kann ich unmöglich wechseln und…«

»Schon gut, behalt’s«, entgegnete Hellmark freundlich, strich dem Jungen über den Kopf und dachte an Pepe, der in diesem Alter war.

Die Augen des jungen Zeitungsverkäufers wurden groß wie Untertassen und strahlten ihn an.

»Aber ich… das kann ich doch nicht annehmen, ich…« stotterte er. In seiner Freude drückte er jedem eine Zeitung in die Hand und jagte dann in das Hotel hinein, wo neue Gaste an der Rezeption standen, denen er ein Blatt zu verkaufen hoffte.

Ulk? Nein, das war kein Ulk!

Dieser verschwommene runde Schädel, in dem deutlich der Ansatz des breiten, piranhaähnlichen Mauls zu erkennen war… der Kamm…

Eine solche Maske konnte niemand anfertigen, der keine Ahnung von den Wesen hatte, die man als die Diener des Schattenfürsten Haophylkontromtetcoilaks bezeichnete.

Höchstens einer, der sie gesehen hatte.

Aber gerade das war unmöglich!

Die Kugelköpfe hatten vor rund zwanzigtausend Jahren auf der Insel Xantilon existiert, hatten intensiv eingegriffen in die Kämpfe zwischen den regulären Truppen der Verteidiger, die die Insel zu retten hofften und den Häschern der Schwarzen Priester.

Die Kugelköpfe waren den Dämonen gleichzustellen, denn sie

wollten das absolut Böse.

Nun waren sie hier auf der Erde?

Der Reporter, der auf die reißerische Idee mit den Marsmenschen gekommen war, lag gar nicht so weit entfernt mit seinen Vorstellungen von der Wirklichkeit.

Die war schlimmer, wenn das eingetreten war, was Björn als Eingeweihter der Dinge wußte.

Es gab ein Loch in der Vergangenheit Xantilons!

Die Kugelköpfe waren von dort gekommen.

In Memphis ging etwas vor, wovon keiner ahnte, was es wirklich bedeutete.

Hellmarks Miene war wie aus Stein gemeißelt.

*

Sie wollten wissen, was ihn so entsetzte.

Er ließ sie nicht im unklaren.

»Es sieht so aus, als ob ein Durchbruch aus der Vergangenheit hierher in die Gegenwart erfolgt ist. Warum ausgerechnet Memphis? Was hat das für eine Bedeutung?«

Hellmark erhielt keine Antwort auf diese Fragen… auf alle seine Fragen nicht, die gerade während der letzten Stunden so vielfältig aufgetaucht waren.

Er wollte sich um die Angelegenheit so schnell wie möglich kümmern. Sie duldete keinen Aufschub.

Er tat, was er sich vorgenommen hatte. Mit Macabros' Hilfe versetzte er in Höhe der weder vom Hotel noch von der Straße einzusehenden Hecke Anka und Tina nach Marlos.

Er nahm auch Mahay mit, der mit dieser Lösung ganz und gar nicht einverstanden war.

»Ruh' dich ein paar Tage aus«, ließ Björn sich von seinem Standpunkt nicht abbringen. »Dann werden wir weitersehen.«

Rani Mahay wollte protestieren.

Doch Hellmark ließ sich auf nichts ein.

»Aber es geht mir bestens! Die paar Tage in New York haben mich schon wieder fit gemacht, ich…«

Was er weiter sagte, bekam Hellmark nicht mehr mit. Als Macabros verließ er die unsichtbare Insel, auf der ewiger Frühling herrschte, auf der eine kleine Stadt entstanden war, die es in dieser Art nur ein einziges Mal auf der Welt gab.

Es waren Hütten aus Bambus und Holz, Hütten, wo man die Türen nicht abschließen konnte…

Von Marlos aus versetzte Björn Hellmark sich direkt nach Memphis, um dort seine Recherchen aufzunehmen…

*

Die Luft hallte wider vom Brüllen und Gelächter und den Stimmen der Guuf.

Der Boden erzitterte unter den Hufen der Pferde, gewaltige, schwarze Tiere mit Augen, die wie Kohlen glühten.

Das war ein Kriegslager der Kugelköpfe. Und sie hatten Gefangene gemacht.

Longfield sah Erschlagene und Erhängte, Gefangene, mit denen man Spiele trieb, die den Unglücklichen keine Chance ließen und sie direkt in den Tod führten. Sie mußten an Händen und Füßen gefesselt vor den wilden schwarzen Pferden fliehen, die man wie scharf abgerichtete Hunde auf sie hetzte.

Die Flucht war hoffnungslos. Die Fesseln ließen ihnen nur äußerst geringen Spielraum. Sie wurden von den wild ausschlagenden Tieren zu Boden geworfen und niedergetrampelt.

Andere Kugelköpfe machten sich eine Freude daraus, Gefangene loszulassen und sie mit lassoähnlichen Peitschen einzufangen. Die entgegengesetzte Schlinge wurde dann einem der Pferde um den Hals geworfen und das Tier in Trab gesetzt. Es rannte wie von Sinnen im Kreis, den Gefangenen auf dem rauhen Boden hinter sich herziehend, dessen Kräfte bald erlahmten.

Dies war ein Lager von Wilden. Brutale Gesellen, die Tod und Teufel nicht fürchteten und vor nichts zurückschreckten. Ein Menschenleben bedeutete ihnen gar nichts.

Longfield hätte sich am liebsten herumgeworfen und wäre davongerannt. Alles in ihm sträubte sich. Seine Muskeln spannten sich, und wie unter einem inneren Zwang wandte er den Kopf und blickte den Weg zurück, den er gekommen war.

Genau zwischen zwei glattgeschliffenen Felsplatten stand ein uralter Spiegel, in dem sich matt und verwaschen das Sternenlicht spiegelte. Wenn man nicht genau hinsah, dann konnte man im ersten Moment den Unterschied zwischen geschliffenen Felsplatten und Spiegeloberfläche kaum ausmachen. Das einzig Bemerkenswerte und Unterschiedliche daran war, daß die Spiegelfläche zwischen den matten Felsplatten von einem massigen, groben Rahmen umgeben war.

In grober Form war dieser Rahmen auf der anderen Seite der Wand mit dunkler Kreide oder einem Wachsstift nachgezogen worden. Die Größe stimmte genau.

Diese Spiegelfläche und die eingerahmte Wand auf der anderen Seite der Welt stimmten in Größe und Form genau überein.

Innerhalb des Rahmens waren die Gesetze zwischen Raum und Zeit

aufgehoben, hatten die Barrieren, die die Welten voneinander scheinbar endgültig trennten, keine Bedeutung mehr.

Ein magischer Übergang war geschaffen. Der Spiegel überbrückte den Abgrund zwischen den Jahrtausenden und Entfernungen, die man nicht in Kilometern ausdrücken konnte.

Auf der einen Seite des wirklichen Spiegels lag dieses Tal mit dem Lager der Guuf, auf der anderen Seite der Kellerraum, in dem Jim großgezogen worden war.

Die suchenden Rächer, die Jim alias Garcos Sohn als Leben wollten, hatten mit einer verblüffenden Genauigkeit jenen Punkt aufgespürt, wo Jim aufgewachsen war.

Jim aber war ihnen zuvorgekommen. Mit einem Instinkt, der nicht menschlicher Natur sein konnte, hatte er die auf ihn gemünzte Gefahr registriert und die Konsequenzen daraus gezogen.

Neben den beiden plangeschliffenen Felsplatten standen zwei Guuf in voller Montur, bis an die Zähne bewaffnet. So, als sollten sie verhindern, daß irgendeine ungebetene Person sich dem geheimnisvollen Dimensionsspiegel nähern konnte.

Longfields Blick irrte wieder nach vorn. An Flucht war nicht zu denken.

Er durfte auch nicht die beiden Kugelköpfe vergessen, die an seiner Seite gingen. Noch ehe er richtig davonlief, würden die ihn schon gepackt haben. Sie wichen nicht von seiner Seite.

Longfield wurde mitten in das wilde Lager gebracht.

Wild tanzende, siegestrunkene Gestalten umringten die Lagerfeuer. Rund um das Lager standen auf klobigen, hölzernen Rädern zeltähnliche Gebilde. Der Reichtum an Pferden fiel ins Auge.

Waffen klirrten, Pferdegeschirre und Zaumzeug rasselten. Die Nacht war erfüllt von einer Vielzahl von Geräuschen, Schreien und Lachen…

Longfield wurde Garco gegenübergestellt.

Garco unterschied sich in Longfields Augen in nichts von seinen Kriegern, die er befehligte. Er war so stark und breitschultrig wie die anderen, seine Haut hatte den gleichen rötlichen Bronzeton, der Kamm, der seinen kugelrunden Schädel in zwei Hälften teilte war hart und starr, und das große, mehr als ein Drittel vom Gesicht einnehmende Maul erinnerte an das eines Piranha.

Sicher gab es auch zwischen diesen Wesen Unterschiede im Aussehen, aber mit seinen menschlichen Augen nahm Longfield diese Unterschiede nicht wahr. Für ihn waren alle gleich.

Garco sprach unfreundlich und mit harter Stimme zu Longfield. Der Heerführer, der sich über einige tausend versprengte Gruppen von Guuf als Oberhaupt durchgesetzt hatte, war seinerzeit Cynthia Moreens Entführer gewesen.

Diese Guuf befanden sich im Krieg.

Sie wollten ihren Fürsten Haophylkontromtetcoilak wieder als absoluten Herrscher einsetzen. Cynthia, die zum damaligen Zeitpunkt offenbar für eine geraume Zeit ein ganz spezielles Medium gewesen war, war von diesen Guuf im Schlaf in diese andere Welt der Vergangenheit geholt worden. Die Guuf waren gewalttätig, aber mit grober Kraft allein schafften sie offenbar nicht, die sieben Tore zu öffnen, damit Himmel und Erde zusammenstürzten. Diese Katastrophe aber war notwendig für die Wiedergeburt des Schattenfürsten.

Longfield wurde beschimpft und von Garco angespien.

»Du ahnst nicht, was du angerichtet hast«, fuhr ihn der Guuf an. »Du hältst ihn verborgen. Er sieht aus wie wir, aber er denkt nicht wie wir. Durch unsere Priester haben wir Kenntnis erlangt von dem ungeheuerlichen Frevel, den du dir zuschulden kommen ließest. Wo ist der Mann, den man meinen Sohn nennt, der jedoch außer meinem Aussehen nichts von mir geerbt hat, jetzt?«

»Ich weiß es nicht…« Longfields Worte waren noch nicht verklungen, da klatschte die Rechte des grausamen, befehlsgewohnten Garco bereits mitten ins Gesicht.

Er taumelte zurück, wurde von den Händen der anderen gepackt und wieder nach vorne gedrückt, und Longfield rechnete abermals damit, auf diese Weise einen Schlag zu erhalten.

»Du weißt es. Du willst es nicht sagen. Aber du wirst es sagen… kommt, bringt ihn mit! Zeigt ihm, was mit denen geschieht, die glauben, uns überlisten zu können.«

Longfield wurde mehr geschoben und gezogen, als er selbst ging.

Garco schritt ihnen voran.

Zwischen zwei auf Holzrädern stehenden Zelten befand sich hier mitten im Tal eine Senke, die von hochaufragenden, zerklüfteten Bergwänden umgeben war.

An die Felsen dort waren zwei Kugelköpfe in Ketten geschlagen.

Wie alle anderen, die Longfield inzwischen kennengelernt hatte, trugen sie einen pelzartigen Lendenschurz und hatten einen bloßen Oberkörper.

Von ihren Rassegenossen wurden diese angeketteten Guuf ausgepeitscht.

Sie waren schon nicht mehr richtig bei Bewußtsein.

Ihre Köpfe hingen nach vorn auf die Brust, der Kamm mit dem kugelrunden, straffen Schädel pendelte hin und her.

Die Männer stöhnten. Aber auch jetzt noch, in Schmerzen und Angst, konnten sie ihren Mund nicht schließen, waren die spitzen, dicht aneinandersitzenden dolchartigen Zähne zu sehen, und es sah aus, als ob die Gehandikapten jetzt immer noch breit und höhnisch grinsten…

»Es sind welche von euch«, sagte der Arzt erbleichend. »Ihr behandelt sie wie Feinde…«

»Richtig«, nickte Garco ungerührt und beobachtete wie neue Peitschenhiebe ausgeführt wurden. »Sie sind Feinde… wie du einer sein wirst, wenn du dich gegen uns stellst. Tu', was man von dir verlangt und dir bleibt erspart, was du hier siehst. Ak a fromj tiu ejks«, sagte er plötzlich laut und hart, und die beiden Peitschenden hörten sofort auf. Sie warfen die Folterinstrumente beiseite und rissen auf Garcos Kommando hin ihre breiten Kampfschwerter aus den pelzbesetzten Scheiden.

»Sie sehen nur aus wie Freunde, in Wirklichkeit sind es Feinde. Sieh!«

Garcos Worte verklangen. Die Schwerter der beiden Guuf, die eben die Gefangenen noch ausgepeitscht hatten, kamen fast gleichzeitig in die Höhe.

Die Guuf holten aus – und schlugen zu.

Mit der Schneide krachten die Waffen auf die Schädel der Gefesselten!

*

Longfield schloß die Augen, um nicht sehen zu müssen, was jetzt geschah.

Er hörte zwei wilde, schmerzhafte Aufschreie.

»Sieh' es dir an!« forderte Garco ihn auf. Im gleichen Augenblick spürte er den harten Druck in seiner Seite. Er riß die Augen auf und starrte auf den Guuf an seiner Seite. Der drückte ihm die Waffe zwischen die Rippen.

Vor ihm spalteten sich die beiden Köpfe.

Die Stirn klappte auf, die Oberfläche zersprang.

In Gedanken sah Longfield schon das Blut, – aber da kam keines…

Er stöhnte.

Die Gesichter waren nicht echt. Es wären naturgetreu nachgebildete, bewegliche Masken, mit künstlichen Nerven und Muskelsträngen versehen. Die Köpfe darunter waren verdeckt. Und es waren – zwei menschliche Gesichter, die schweißüberströmt, panikerfüllt und schmerzverzerrt zum Vorschein kamen!

*

Wie kamen Menschen hierher?

Die blutverschmierten Lippen der Ausgepeitschten bewegten sich, während die letzten Stücke der zertrümmerten Kugelkopfmaske zu Boden fielen. Die beiden Gefangenen wollten etwas sagen, aber ihre

Kräfte reichten nicht mehr dazu aus.

Man sah ihnen an, wie fertig sie waren. Aber auch die Enttäuschung, daß sie versagt hatten, stand in den Gesichtern geschrieben.

»Feinde, wie du siehst«, stieß Garco angewidert hervor, und er spie den Gefesselten mitten ins Gesicht. »Ihre Maske ist fast perfekt, aber nicht so perfekt, daß wir sie nicht durchschauen. Sie sind Spione der Verteidiger, Spione der Kaste der Weißen Priester, die die Wiederkehr Rha-Ta-N'mys verhindern wollen. Sie schmuggeln sich in unsere Reihen, fallen aus dem Hinterhalt unsere Krieger an und töten sie. Aber nicht nur das. Sie kundschaften auch Pläne und strategische Punkte aus und übermitteln sie an ihre Freunde. Sie unterscheiden sich in nichts von uns, so perfekt ist die Maske. Aber nicht alle kommen durch, wie du gerade erlebt hast.«

Longfield schluckte. Seine Stimme klang rauh, als er sprach: »Was geschieht mit ihnen, wenn ihr erkannt habt, daß es sich um Abtrünnige, um Verräter handelt?«

»Wir könnten sie auf der Stelle töten, aber das wäre zu einfach. Wir überlassen sie dem Gericht der Natur. Sie bleiben an die Felsen gefesselt. Hier in den Bergen gibt es wilde Vögel, die in unzugänglichen Höhlen leben. Bei Tagesanbruch, noch ehe die Sonne hinter den zerklüfteten Bergketten aufgeht, verlassen diese Vögel auf der Suche nach Nahrung ihre Behausungen. Sie sehen die angeketteten Opfer. Und dann kommen sie und hacken mit ihren großen, scharfen Schnäbeln stückchenweise die Körper auf. Bis nichts mehr von ihnen übrig ist. Nur die Ketten können sie nicht verdauen.«

Vor seinem geistigen Auge sah Longfield sich und Jim bereits anstelle der beiden Maskierten und sah die großen, scheußlichen Vögel, die er sich urwelthaft ausmalte, weil sie am besten hier in diese trostlose, wie am Beginn der Zeiten stehende Erde paßten.

Sie stürzten aus dem schwarz-violetten, wolkenverhangenen Himmel herab und schlitzten ihnen mit den messerscharfen Schnäbeln die Leiber auf.

Diesem grausamen Guuf-Volk graute vor nichts, es schreckte vor nichts zurück.

Da verlor er die Nerven.

Er wußte später selbst nicht mehr zu sagen, wie er es schaffte, sich blitzschnell herumzuwerfen und dem einen Guuf an seiner Seite die Faust in die Magengrube zu donnern, daß der sich vor Schmerzen krümmte.

Und dann stürmte Clark Longfield los.

Er jagte quer über den Platz.

Die siegestrunkenen und berauschten Guuf an den Lagerfeuern begriffen zunächst überhaupt nicht, was sich da abspielte.

Das kam ihm zustatten.

Sein Ziel war die schimmernde Spiegelfläche, dieses Tor in seine Welt!

Er rannte, als ob Furien hinter ihm herstürmten.

Er sah nur die beiden Wächter vor sich, die links und rechts den Spiegel flankierten, die sich miteinander unterhielten, nicht zu ihm herüberblickten.

Er warf keinen Blick zurück.

Da hörte er das Donnern kräftiger Hufe auf dem Boden.

Das Geräusch kam näher.

Man verfolgte ihn!

Er holte das Letzte aus sich heraus. Noch zwanzig Meter. Höchstens! Er konnte es schaffen.

Da war der Schatten hinter ihm. Das Schnauben aus den heißen Nüstern des teuflischen Reittieres schoß wie ein Strahl Heißluft aus einem Gerät in seinen Nacken.

Nicht umblicken! Nur noch wenige Schritte! Da war der Spiegel, seine Rettung… Im nämlichen Moment sauste das Schwert durch die Luft.

Wie ein Windstoß fauchte es an Longfields rechter Wange vorbei. Er fühlte einen Schlag gegen den Backenknochen, taumelte nach vorn, und sein Schädel dröhnte, als ob ein Pferdehuf ihn getroffen hätte.

Für eine Sekunde wurde es ihm vor Schmerz schwarz vor den Augen. Der Arzt stürzte auf den rauhen, steinigen Boden.

Benommen und schweratmend blieb der Flüchtling liegen. Staub drang ihm in Mund und Nase. Er wandte den Kopf und starrte nach oben. Ein riesiger Schatten bedeckte ihn.

Ein schwarzes Pferd! Darauf saß in wilder Pose und höhnisch lachend der Kommandoführer Garco.

»Du bist ein Narr!« fuhr der ihn an. »Hast du wirklich geglaubt, mich überlisten zu können? Mich – Garco? Ich hätte dir den Schädel spalten können, wenn ich gewollt hätte. Aber diesmal ließ ich es noch mit einem Denkzettel genug sein.«

Longfield schluckte, und mit zitternden Fingern tastete er nach der Verletzung an seiner rechten Wange.

Er war überzeugt davon, daß es sich hier um keinen Zufallsstreich handelte.

Garco konnte mit der Waffe perfekt umgehen.

Seine Wange war aufgeschlitzt. Die Wunde war nur wenige Millimeter tief. Wenn Garco gewollt hätte, wäre es ihm möglich gewesen, den Kopf von den Schultern zu schlagen.

Longfield schloß die Augen. Ja, er war ein Narr.

Er hatte seine Situation noch gar nicht richtig begriffen.

»Steh auf!« befahl Garco.

Und Longfield gehorchte. Er fühlte sich schwach auf den Beinen. Die Wunde, die fingerlang war, blutete.

»Es hätte dir auch so ergehen können, wie dem anderen«, fuhr Garco fort, und dann gab er ein paar hart klingende Laute von sich. Das hatte zur Folge, daß drei, vier seiner Anhänger aus dem Hintergrund gerannt kamen und auf einen kleinen Hügel zuliefen, der aus lauter kahlen Felssteinen geschichtet war.

Mit ihren Schwertern schoben die Guuf die Steine auseinander.

Longfield wurde von Garco aufgefordert, sich dem geöffneten Hügel zu nähern.

Mit ernster, maskenhaft starrer Miene, blickte Longfield in das Grab. Darin, von Steinen umgeben, lag ein junger Mann mit schmalem, schwarzem Lippenbart.

Diesen Mann hatte er schon mal gesehen, er kam ihm sofort bekannt vor.

Aber wann? Und wo?

»Er hielt sich in dem Raum auf, wo wir den Abtrünnigen erkannten und festnehmen wollten. Er kam uns dazwischen. Er wußte offenbar nicht, worum es ging. Wir konnten uns nicht erlauben, ihn laufen zu lassen. Jeder Neugierige, Nichtsahnende bedeutet ein gewisses Risiko für uns. Garcos Sohn, den ich wie ein Stachel aus meinem Herzen reißen will, darf nichts ahnen, darf nicht gewarnt werden. Deshalb mußte dieser Mann sterben.«

»Das seh' ich«, bemerkte Longfield mit grauenerfüllter Stimme. Deutlich war noch jetzt die Stelle zu erkennen, an der dieser Fremde mit einem Guuf-Schwert durchbohrt worden war.

Fremde?

Plötzlich wußte er, wohin er dieses Gesicht stecken mußte.

Nachtschwester Jane! Sie hatte des öfteren schon Besuch gehabt – oder war von einem jungen Mann gebracht worden.

Das war dieser Mann!

*

Wie alles zusammenpaßte, das konnte er im Moment nicht lösen. Und Garco wußte es offenbar auch nicht, sonst hätte er ihn sicher darauf angesprochen.

Garco gab seinen Leuten den Befehl, vor seinem Zelt einen Pfahl aufzustellen, an den Longfield gebunden wurde.

Da nützte aller Protest nichts. Garco ging auf sein Schreien überhaupt nicht ein.

Clark Longfield begriff, daß er einen Schritt zu weit gegangen war. Mit seiner überstürzten Flucht hatte er Garcos Widerstand erst recht herausgefordert.

Garco wollte ein Exempel statuieren.

Longfield wurde so an den klobigen Pfahl gebunden, daß er genau in die Talsenke blicken konnte, in der die beiden Entlarvten auf ihr Ende warteten.

Der Morgen graute. Ein seltsam gespenstischer Schein lag über den Bergspitzen. Das dunkle Violett wurde intensiver, das Schwarz der Nacht verschwand. Und genau in diesem Augenblick des Übergangs kam die Stunde der Raubvögel.

Lautlos glitten sie aus den Bergmassiven heran. Weit ausgebreitet waren ihre Schwingen, nach vorn gestreckt die langen, schlangenartigen Hälse, an denen übergroße Köpfe saßen.

Die Vögel sahen urwelthaft und unproportioniert aus.

Der Lärm im Lager war verstummt. Die meisten Guuf waren in die Zelte gekrochen. Andere, von berauschenden Getränken in ihrer Bewegungsfreiheit empfindlich eingeschränkt, lagen neben den verlöschenden, glimmenden Lagerfeuern unter freiem Himmel.

Vier Vögel kreisten über den Felswänden der Senke und schienen genau zu wissen, daß dies eine Art Futterplatz war. Nicht zum ersten Mal schien Garco für Speise gesorgt zu haben.

Dann stürzten die unheimlichen Tiere herab. Ihre langen Hälse reckten sich nach vorn, die übergroßen Köpfe, kaulquappenähnlich, klappten auf. Da gab es keine Kiefergelenke. Die Schnäbel öffneten sich weit, und sie waren rasiermesserscharf und pfeilspitz.

Wie Schatten stießen sie vom dunkelvioletten Himmel herab.

Die beiden Männer an ihren Ketten waren bei vollem Bewußtsein.

Die Vögel waren so groß wie die Menschen, mit heftig flatternden Schwingen hielten sie sich in der Luft und deckten die Körper ab, die sie blitzschnell angriffen.

Die spitzen Mäuler stießen nach vorn.

Zwei grauenvolle Schreie!

Longfield schloß die Augen.

»So tut doch etwas!« brüllte er, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren. »Das könnt ihr doch nicht zulassen!«

Er schrie wie von Sinnen, zerrte an seinen Fesseln und versuchte sich zu befreien.

Vergebens…

Seine Schreie konnten die unheimlichen Raubtiere nicht abhalten von ihrem Tun.

Garco und seine Freunde rührten sich nicht.

Wie die leibhaftigen Teufel standen sie da. Ungerührt, zu einem Gefühl der Gnade nicht fähig.

Die Vögel erhoben sich. Rauschend schwangen sie davon.

Longfield stöhnte, als er die Wunden an den Körpern der Opfer sah.

Er selbst wurde auf eine Geste Garcos hin von seinem Pfahl befreit und hinübergezogen zu der Felswand.

»Was habt ihr mit mir vor?« brüllte er. Seine Stimme überschlug sich.

»Du sollst ihnen Gesellschaft leisten«, lachte Garco. »Du weißt doch, wie wir mit Verrätern umgehen.«

»Ich bin kein Verräter.«

»Du hast dich gegen mich gestellt. Garco beleidigt man nicht.«

Sie zerrten ihn an die Wand. Einer schlug mit einem großen Hammer einen dicken Nagel in die Felswand und befestigte eine Kette daran.

Longfields Blickte irrten in die Höhe. Dort über den Bergspitzen verschwanden die unheimlichen Vögel. Andere tauchten auf und umkreisten die, die mit Beute zurückkehrten.

Longfields Herz schlug rasend.

»Aber wenn ihr mich jetzt tötet – was habt ihr davon?«

»Genugtuung«, ließ Garco ihn wissen, die Finger beider Hände ineinanderschiebend, so daß sie wie Zahnräder faßten. Dies schien das Guuf-Zeichen einer besonderen Verachtung darzustellen.

»Aber nur ich kann euch doch sagen, wo Jim…« Er unterbrach sich und biß sich auf die Zunge. Da hatte er schon zuviel gesagt.

»Also doch! Wenn dir dein Leben lieb ist, würde ich dir empfehlen, endlich zu sprechen.«

»Werdet ihr mich dann freilassen?«

»Du hast mein Ehrenwort.«

Wie sich das anhörte! Das Ehrenwort – eines dämonischen Geschöpfs.

»Wo also ist Garcos Sohn? Je früher du redest, desto besser für dich.«

»Laßt mich erst los!«

Garco gab den Befehl. Longfield taumelte zum Zelteingang zurück, wo Garco in herrischer Pose stand.

»Nun, wo finden wir den Gesuchten?«

»Ich könnte es mir denken… aber genau weiß ich es nicht. Was ist, wenn ihr ihn dort nicht findet?«

»Das ist dein Problem.« Und mit diesen Worten deutete Garco auf die Felswand, wo die beiden Opfer auf ihren Tod warteten.

Das löste ihm die Zunge.

»Er ist ein intelligenter Bursche… das hat mich stets irritiert. Ich habe so etwas noch nie erlebt… Er fragte immer nach seiner Mutter und wollte wissen, wo er herkam. Ich habe es ihm gesagt. Er hat mich darum gebeten, herauszufinden, wo seine Mutter sich jetzt aufhalten könnte. Das konnte ich ihm nicht genau sagen. Cynthia Moreen schließlich wußte nichts von seiner Existenz. Ihm zuliebe aber habe

ich eine Privatdetektei beauftragt, ihren Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Das ist mir auch gelungen. Sie lebt unter einem falschen Namen in einer anderen Stadt.«

»Du kennst diese Stadt?«

»Ja.«

»Nun gut, dann steht unserem Plan ja nichts mehr im Weg.« Garco blickte die beiden Guuf an, die Longfield herüberbegleitet hatten in die andere Zeit, die andere Welt. »Ihr beiden wißt, was ihr zu tun habt. Und du – weißt es auch«, sprach er Longfield an. »Keine Tricks! In deinem eigenen Interesse. Bring' meine Freunde dorthin, wo sich der aufhält, der sich von uns abgesagt hat. Dazu haben die Diener Haophylkontromtetcoilaks kein Recht.«

Die beiden Kugelköpfe mußten mit ihm nach Memphis!

Mit Grauen dachte Longfield daran, daß ihm keine andere Wahl blieb.

*

Der Sonderbericht in der Zeitung veranlaßte ihn, alles zu versuchen, um den seltsamen Vorfall in Memphis zu durchleuchten.

Er sprach am Mittag mit der Obstfrau vom Stand unmittelbar vor dem Südeingang des großen Kaufhauses.

Sie hatte den ›Marsmenschen‹, wie er allgemein bezeichnet wurde, am deutlichsten gesehen.

Diese Frau übertrieb nicht und erzählte keine Märchen. Björn Hellmark erkannte sofort, daß hier eine Augenzeugin Einzelheiten wiedergab, die sie nicht aus der Zeitung oder den Gerüchten gehört haben konnte. Die Hinweise entsprangen eigener Beobachtungsgabe.

Für Björn gab es keinen Zweifel, daß sich in Memphis tatsächlich ein Kugelkopf gezeigt hatte.

Aber war so etwas denn überhaupt möglich?

Die Kugelköpfe – auch Guuf genannt – existierten in der Vergangenheit der legendären Insel Xantilon.

Durch ein magisches oder dämonisches Ritual mußte ihnen der Sprung in die Gegenwart dieser Welt geglückt sein.

Die Guuf waren Diener und Kämpfer für den Schattenfürsten.

Schwach erinnerte Hellmark sich daran, daß er als Kaphoon eine kurze Zeit durch die kriegerischen Tage Xantilons gestreift war und dabei sowohl mit den Kugelköpfen als auch mit der gebannten Macht Haophylkontromtetcoilaks konfrontiert worden war.

Damals war er mit Arson, dem Mann mit der Silberhaut, in die Vergangenheit geraten. Das Zeitschiff des Mannes aus der Zukunft trug sie dorthin. Arson war auf der Suche durch die Zeit nach seiner entführten Frau und seinem Sohn nach Xantilon gekommen. Hier

gerieten sie in die Wirrnisse, die durch den Zusammenprall der beiden so unterschiedlichen Kräfte die Insel in die Vernichtung trieb, die Völker zerrieb, Millionen das Leben kostete, Städte in den Untergang zwang.

Hellmark verlor bei diesen Ereignissen seinerzeit seine Erinnerung an sein Leben im zwanzigsten Jahrhundert, und als Kaphoon glaubte er durch die Weiten eines zum Untergang verurteilten Landes zu streifen.

Die Gedächtnislücke schloß sich seinerzeit zum Glück wieder. Von dem, was er alles als Kaphoon erlebt, war aber nur ein geringer Bruchteil in seiner Erinnerung als Hellmark zurückgeblieben.

Dazu gehörten auch die Kugelköpfe des Schattenfürsten.

Und die Erinnerung an ein schönes, graziles Mädchen namens Cynthia…

Als Kaphoon hatte er sie seinerzeit verloren. Sie war irgendwo in den Tiefen zwischen Raum und Zeit untergetaucht…

*

Björn suchte die Redaktion der Zeitung auf, die das Bild veröffentlicht hatte. Da mußte er erfahren, daß diese Aufnahme von einem Privatmann stammte, der an diesem Morgen zufällig Bilder in der Nähe des Kaufhauses schoß.

Diesen Privatmann traf Hellmark zum Glück zu Hause an.

Auch ihn befragte Björn.

Er gewann den Eindruck, daß dieser Fotograf das Ganze für einen ausgemachten Schwindel hielt.

»Da geschieht in den nächsten Tagen garantiert noch etwas, Mister«, meinte Hellmarks Gesprächspartner fröhlich. Er hatte Björn zu einem Whisky eingeladen, der vorzüglich schmeckte. Hellmark trank nur selten einen Tropfen Alkohol. »Das ist ein Reklamegag, da hat sich einer was Neues einfallen lassen, glauben Sie mir… Erst dieser Auftakt, dann geht's Schlag auf Schlag. Der ›Marsmensch‹ entpuppt sich innerhalb der nächsten Tage und Wochen als Reklame, verlassen Sie sich drauf! – Entweder wird für eine neue Zigarettenmarke oder ein Waschmittel geworben. Der ›Marsmensch‹ ist der erste, der sie raucht oder der seine schmutzige Raumkombination damit wäscht… und sogar die wird sauber. Da haftet kein kosmisches Staubkörnchen, worauf Sie Gift nehmen können… weißer geht's nicht… dafür sorgt schon unser Marsmensch. Vielleicht hat er sogar einen neuen Rohstoff vom Mond oder Mars mitgebracht, wer weiß?«

Die Phantasie des Berichterstatters funktionierte.

Er konnte nicht ahnen, daß es Dinge gab, wogegen seine Phantasie verblaßte. Die Wirklichkeit war noch phantastischer. Aber darüber

sprach Björn nicht.

Unverrichteterdinge zog er weiter.

Ein Anruf bei der Redaktion, die die Angaben zuerst erhalten hatte, ergab, daß in der Zwischenzeit keine neuen Hinweise auf den Geheimnisvollen eingegangen waren.

Erkundigungen zog Hellmark auch bei der Polizei der Stadt ein.

Man hatte den Vorfall dort eingehend bearbeitet. Um die Mittagsstunde hatte sich nochmal eine ältere Dame gemeldet, die behauptete, das in der Zeitung erwähnte Wesen eindeutig wiedergesehen zu haben.

»Wo?« fragte Björn schnell.

Der Beamte, mit dem er sprach, grinste breit »Sie werden lachen, Mister: auf dem Friedhof.«

Hellmark lachte nicht. Irgendwo, so sagte er sich, mußte der Kugelkopf sich verstecken. Es war noch Tag. Er war mitten unter die Menschen geraten, aber das hatte er gar nicht gewollt. Das bewies das Foto, wo er versuchte, sich mit seiner Jacke zu verbergen.

War der Guuf zufällig hier in diese Welt gelangt?

Gleich, wie es passiert war, er stellte eine Gefahr dar.

Hellmark erfuhr darüber hinaus, daß ein Streifenwagen sich sofort auf den Weg gemacht hatte. Die Beamten hatten sich an Ort und Stelle umgesehen, aber nichts Verdächtiges gefunden.

»Da hat man wieder mal Gespenster gesehen«, zuckte der Mann hinter dem Schreibtisch die Achseln. »Da bringt einer so ’ne verrückte Story auf, einer sieht ein Gespenst oder King Kong oder einen Zombie, und wir müssen ein Phantom jagen. Dabei hätten wir wahrhaftig wichtigere Dinge zu erledigen, Mister, das können Sie uns glauben. Solche unnötigen Einsätze bei dem heutigen Beamtendefizit rauben uns ’ne Menge Zeit; auf diese Weise bleiben andere wichtigere Sachen liegen.«

Hellmark suchte nach diesem Besuch den Friedhof auf.

Es wurde schon dämmrig.

Er streifte durch die Baumalleen und sah sich auch besonders die gemauerten Grüfte an, in denen die steinernen Sarkophage reicher Familien aufgestellt waren. Vielleicht verbarg sich der Kugelkopf hier im Innern. Die Vermutung lag nahe.

Aber Björn entdeckte nichts.

Er ließ sich an diesem beginnenden Abend an den verschiedensten und abgelegensten Stellen der Stadt sehen, in der Hoffnung, vielleicht doch irgendwo auf die Spuren des hier eingedrungenen Guuf oder ihn selbst zu stoßen.

Seine Hoffnung erfüllte sich aber nicht.

Irgendwie, so meinte er, mußte er ein Weiterkommen in dieser Frage erzwingen. Der Guuf war nicht umsonst hier. Er führte etwas im

Schild. Vielleicht war in der Zwischenzeit längst hier in Memphis oder Umgebung etwas passiert, was noch nicht entdeckt worden war.

Dieser Gedanke versetzte Björn Hellmark in Unruhe.

»Man kann schon etwas erzwingen, wenn man will«, sagte da die Stimme in ihm.

Hellmark fuhr sichtlich zusammen.

»Al Nafuur!« entrann es ihm unbewußt. Aber es bedurfte gar nicht des gesprochenen Worts. Der Gedanke genügte. Al Nafuur verstand, was in seinem Hirn vorging.

Der Weise aus Xantilon, der nach dem unheimlichen Unfall damals in sein Leben getreten war, hatte sich schon seit einer Ewigkeit, wie es Hellmark schien, nicht mehr gemeldet.

»Al Nafuur, ja… da staunst du«, plapperte es in seinem Bewußtsein. Der Unsichtbare, der in einem Zwischenreich ein körperloses Dasein führte, gehörte auf Xantilon seinerzeit der Kaste der Weißen Priester an und konnte den Untergang jenes Reiches nicht mehr verhindern. Aus diesem jenseitigen, von Molochos und seinen Dämonen offensichtlich nicht direkt angreifbaren Reich, meldete der Unsichtbare sich von Fall zu Fall.

»Ich dachte, du hättest mir längst die Freundschaft gekündigt«, dachte Björn enttäuscht.

»Du denkst manchmal falsch, mein Junge«, Al Nafuur hatte eine so menschliche Art, gewisse Dinge beim Namen zu nennen. »Das Gleiche könnte ich von dir sagen. Denk' mal darüber nach, wann du das letzte Mal daran gedacht hast, mich um einen Rat zu fragen – oder wenigstens mal ›Hey‹ zu sagen…«

Hellmark grinste, während er die Straße entlangging. Die Straßenlaternen brannten, wie am Morgen, so hatte auch jetzt wieder ein leichter Nieselregen eingesetzt.

Björn suchte das Restaurant an der Ecke auf, das schon von außen einen gemütlichen, einladenden und sauberen Eindruck machte.

Hier bestellte er sich ein Glas Bier und etwas zu essen. Inzwischen führte er sein lautloses Zwiegespräch, das über Räume und Zeiten hinwegging, weiter.

»Ich sage niemals ›Hey‹, Al…« beschwerte er sich.

»Naja, aber so etwas Ähnliches.« Nafuur wurde ernst. »Du hast Probleme, du suchst jemand. Es wäre das einfachste gewesen, sich an mich mit dieser Frage zu wenden.«

»Recht hast du, das lag nahe. Aber nicht an mir liegt es, ob der Kontakt zustandekommt. Unbewußt habe ich ihn möglicherweise gesucht, alter Freund… Aber du hast nicht reagiert.«

Al Nafuur seufzte. Das hörte sich so laut und deutlich in seinem Bewußtsein an, daß man meinen mochte, jemand säße direkt am Tisch neben ihm. »So sucht man immer die Schuld bei dem anderen,

typisch menschlich. Naja, aber ganz unrecht hast du nicht…«

»Siehst du…«

»Es ist nicht immer einfach, dich zu finden. Du wechselst so oft die Stellen, daß man Mühe hat, den Kontakt zu dir wieder aufzubauen. Am einfachsten geht das noch auf Marlos.«

Björn hatte nie herausgefunden, wie es eigentlich möglich war, daß Al Nafuur diese Art der Verbindung über Welten hinweg aufbauen konnte. Anfangs hatte er sich oft Gedanken darüber gemacht und auch Nafuur danach gefragt. Da er nie eine befriedigende Antwort erhielt, hatte er es schließlich sein lassen und sich einfach mit der Tatsache abgefunden. Es gab soviel, was man einfach hinnehmen mußte, ohne eine Erklärung dafür zu finden.

Al Nafuur war sein Freund, ein Mensch, ein Verstorbener, ein Geist, der es gut mit ihm meinte… Aber wie wenig wußte er noch über ihn!

In dem um diese Zeit noch nicht sehr gut besuchten Restaurant mit der rustikalen Einrichtung, den bunten Kissen und den tief herabhängenden Kupferlampen wurde das Menü schnell aufgetischt.

Die Suppe kam.

»Na, dann laß' es dir schmecken«, sagte Al Nafuur ruhig in Hellmarks Bewußtsein.

»Danke, willst du mal versuchen?«

»Alter Witzbold! Über diese primitiven Bedürfnisse sind wir zum Glück hinaus.«

»Ich möchte diese primitiven Bedürfnisse noch recht lange genießen, alter Freund. Du ahnst ja nicht, wie gut Fasan, eine Schildkröten- oder Haifischflossensuppe schmeckt. – Du bist zu bedauern. Frauen kennt ihr auch nicht mehr…«

»Du irrst. Es sind sehr viele hier.«

»Rein platonisch ist euer Verhältnis zueinander. Da drüben fehlt die Erotik…«

»Sie ist unwichtig. Wir ergänzen uns geistig prachtvoll und erkennen Dinge, die wir zuvor nicht mal ahnten.«

»Das mag auch seine Reize haben, alles zu seiner Zeit. Wenn ich nur an Carminia denke, dann finde ich es prächtig, so primitiv zu sein…«

»Darüber wollten wir nicht sprechen, mein Freund. Es gibt Dinge, über die kann man mit dir einfach nicht reden«, beschwerte der Unsichtbare sich, und Hellmark grinste stillvergnügt in sich hinein. Wenn Al Nafuur über Dinge sprach, über die er eigentlich nicht sprechen wollte, dann nahm seine Stimme einen Unterton an, der etwas Schulmeisterliches an sich hatte. »Es geht um die Guuf…«

»Was weißt du über sie? Ist das Ganze hier ein Witz oder…«

»Wenn es nur ein Witz wäre, würde ich meine Kräfte schonen.«

Das hörte sich wieder sehr ernst an. Hellmark hatte schon mehr als einmal erkannt, daß die Kontaktgespräche zwischen ihm und Nafuur den unsichtbaren Freund viel Kraft kosteten. Manchmal brachen diese Gespräche ohne besondere Vorwarnung einfach ab. Al erklärte er manchmal damit, daß gewisse »Störungen von außerhalb« dafür verantwortlich zu machen seien. Molochos und seine Schergen versuchten – nicht ohne Erfolg – Einfluß auf diesen Kontakt zu nehmen.

Das mochte ein Grund sein. Aber die gesamte geistige Kraft, die Al Nafuur über ungeheure Entfernungen hinwegschleuderte, zehrte an der Substanz. Davon war Björn überzeugt. Er selbst merkte nach diesen telepathischen Dialogen keine Ermüdung, keinen Kräfteverschleiß. Das bestärkte ihn in der Annahme, daß Al Nafuur ihn sogar noch mit seinen Kräften stützte.

»Worum geht es, Al?«

»Die Guuf sind tatsächlich eingedrungen. Sie haben den Weg aus der Vergangenheit gefunden, um einen der ihren zurückzuholen und zu strafen. Das ist Garcos Sohn. Er wurde von einer Menschenfrau in dieser, deiner Welt geboren, aber diese Frau weiß nichts davon.«

Der Bewußtseinsinhalt, den Al Nafuur zu diesem Komplex hatte, wurde Hellmarks Bewußtseinsinhalt:

Die Entführung jener Cynthia Moreen, die sich nach ihrer Rückkehr hier in diese Welt dem Arzt Dr. Longfield anvertraute, der sie hinterging…

Die Guuf wußten von der Geburt. Durch die Dämonen? Durch Molochos, der seinerzeit noch nicht so hoch auf den Stufen der Macht des Finsternisreiches gestanden hatte, aber in der Zwischenzeit lernte, seine eigene Vergangenheit aus der Gegenwart heraus zu beeinflussen.

»Garco und seine Häscher haben eine Notbrücke geschlagen. Die ist ganze achtundvierzig Stunden lang wirksam. Dann verlöscht die Kraft des durch Molochos' Bewußtsein projizierten Spiegels in der Vergangenheit Xantilons, und er kann ihn an dieser Stelle nicht nochmal entstehen lassen. Noch bis in die Morgenstunden des nächsten Tages funktioniert der Übergang. Bis dahin müssen sie Garcos Sohn haben.«

Die Einflüsse waren schon wieder etwas schwächer. Was war los?

»Garcos Sohn – ist hier in Memphis?«

»Ja – und es kommen noch andere. Die, die Longfield in ihrer Gewalt als Pfand halten. Sie wissen, wo er ist.«

»Wo ist er?«

»Er versteckt sich in der Stadt… ich habe keinen Kontakt zu ihm… ich bin kein Guuf, Freund… aber die anderen werden ihn spüren, auch wenn sie noch weit weg von ihm sind… du mußt ihn vor den anderen finden. Er sieht aus wie ein Guuf, aber er denkt nicht so, er hat nichts

mit denen zu tun, die dort mit Haophylkontromtetcoilak das Reich der Schatten wiedererstehen lassen wollen. Der Guuf der Menschenmutter wird sich erinnern an wichtige Dinge, die Xantilon, die Guuf und ihre Herkunft selbst und die vor allem auch Haophylkontromtetcoilak betreffen… das will auch Molochos verhindern. Verhindere die Vernichtung des Garco-Sohnes… in deinem eigenen Interesse… finde ich… nimm' ihn mit nach Marlos… sein Äußeres darf dich nicht schrecken… er ist nicht schlecht… er ist ein Verirrter, einer der sich wehrt, aus Scheu… weil er anders ist…«

»Wo kann ich ihn finden, Al? Schnell… was weißt du noch…?«

Erfahrungsgemäß spürte Björn, wenn die Kräfte sich abschwächten. Wenn er sich anstrengen mußte, der fernen Stimme zu lauschen, dann hielt Al Nafuur meist nicht mehr lange durch.

»Sie sind schon da… der Zeit entsprechend… auch sie suchen ihn… Longfield hat sie gebracht. In einem Flugzeug, das ein reicher Freund gesteuert hat. Der weiß nicht, wen er sonst noch als Passagier an Bord hatte.

Die Maschine wartet… sie steht startbereit… um auch Garcos Sohn mitzunehmen… er ist in der Stadt… du mußt ihn finden, Björn, du mußt…« So schwach, so fern war die Stimme. Sie wurde nicht klarer, so sehr er sich auch darum bemühte und darauf konzentrierte.

»Ein Auto… ganz in der Nähe… ich kann es hören… mit deinen Ohren…« Das war das letzte, was er von Al Nafuur vernahm.

Dann schrie draußen jemand auf. Nicht weit von dem nur von wenigen Menschen besetzten Lokal entfernt. Der Schrei war jedoch so markerschütternd, so durchdringend, daß sich Björns Nackenhaare sträubten.

Ein Todesschrei!

Da sprang er auf und stürzte nach draußen, noch ehe jemand im Lokal von den Gästen oder dem Personal reagierte.

Er stürmte auf die Straße und wand sich gegen das, was er sah.

*

Es war erst wenige Minuten vor sieben Uhr abends.

Aber draußen war es schon so dunkel wie mitten in der Nacht.

Cynthia Moreen alias Jennifer Brown, wie sie sich hier in Memphis nannte, hatte sämtliche Rolläden heruntergelassen.

Im Zimmer knisterte das trockene Kaminholz. Der Lichtschein flackerte anheimelnd an den Wänden und der Decke, und die Wärme, die aus dem Kamin strömte, empfand Cynthia als angenehm.

Da schlug das Telefon an.

Cynthia beugte sich nach hinten und griff den weißen Marmorapparat, den sie sich hatte installieren lassen. Sie hatte eine

Schwäche für ausgefallene Stücke.

Sie hob ab und meldete sich.

»Jennifer Brown…«

»Ja, hallo«, sagte eine angenehm, dunkle Männerstimme am anderen Ende der Strippe. »Sind Sie wirklich – Jennifer Brown?«

»Ja, was wollen Sie? Wer sind Sie denn? Sie sprechen mit Miss Brown…«

»Dann freue ich mich…«

Was hatte das zu bedeuten?

»Wie heißen Sie?«

»Ist das so wichtig, daß ich das sage?«

Da erlaubte sich einer einen Scherz. Ein Betrunkener?

Nein! So klang die Stimme nicht. Ein Fremder mußte es auf alle Fälle sein. In ihrem Bekanntenkreis hatte sie niemand, an den sie sich bei dieser Stimme erinnert hätte.

»Was wollen Sie von mir?« Cynthia alias Jennifer reagierte unangenehm heftig.

»Sie sprechen… einfach Ihre Stimme hören. Das ist alles. Das habe ich mir schon immer gewünscht… Ma…« Der Teilnehmer unterbrach sich, er hatte ganz offensichtlich noch etwas sagen wollen. »Deine Stimme hören. Sie hört sich nett an.«

Plötzlich sagte der Gesprächspartner »du« zu ihr…

»Sie werden unverschämt«, stieß die Angerufene hervor.

»Nein, das ist es nicht. Sag' auch du zu mir… das paßt besser zu dir… sag' Jim zu mir, einfach Jim… Mam…« Die Stimme klang plötzlich weinerlich, und der Teilnehmer legte abrupt auf.

*

Cynthia Moreen schüttelte den Hörer, den sie fest umklammert hielt.

»Mam? Unsinn«, murmelte sie irritiert. Doch jemand, der sich einen Scherz mit ihr erlaubte. Einen seltsamen Scherz allerdings…

Sie legte auf und wollte wieder ihre bequeme Stellung auf der Couch einnehmen, da schlug das Telefon erneut an.

»Also, das gibt's doch nicht«, entfuhr es Cynthia alias Jennifer.

Dreimal klingelte es, ein viertes Mal… da nahm sie wieder ab.

»Ja?« fragte sie nur, mit harter, spröder Stimme, überzeugt davon, daß sich der gleiche Anrufer wieder meldete. »Was soll der Unfug?« fuhr sie fort, noch ehe der andere eine Bemerkung machen konnte. »Wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen, dann ruf ich auf der Stelle die Polizei an, die wird feststellen, von wo aus Sie mich ständig belästigen… Jim…«

Sie wollte schon auflegen, als die Stimme aufklang.

»Jim? Was ist denn mir dir los, Baby? Ich hab' gar nicht gewußt, daß du ein solches Talent entwickeln kannst.«

Cynthia riß den Hörer sofort wieder ans Ohr.

»Jack!« rief sie aus. »Das darf doch nicht wahr sein. Entschuldige!« Dann wurde ihre eben sich noch aufhellende Miene düster. »Jack, nun sag' mir die Wahrheit: hast du eben schon mal angerufen?«

»Yeah, hab' ich – aber da war besetzt. Du hast mit jemand gesprochen.«

»Jack, nun mach' keinen Unsinn. Ich hör' dir an, daß du getrunken hast.«

»Hab' ich, Baby… deswegen ruf ich ja an… ich ruf dich immer nur an, wenn ich 'nen kleinen Schwips habe… wohlbemerkt, einen kleinen Schwips, Baby… keinen in der Krone… das kommt bei mir nicht vor. Jetzt hab' ich Mut, dich anzurufen…«

Sie kannte seine Späße. Er stellte sich nur so, Jack war ein lieber Kerl, der nie einen über den Durst trank. Das war ein weiteres Plus. Er hatte viele Plus. Dennoch konnte sie für ihn nicht viel mehr als nur Freundschaft aufbringen.

»Spaß beiseite, Baby: Wir – das sind Jo-Anne, Phil, Bill, Susan und ich – sind zufällig hier zusammengekommen. Wir haben den Partykeller für übermorgen geschmückt. Wir haben eine herrliche Stimmung… willst du nicht herüberkommen?«

»Hast du wirklich nicht angerufen vorhin, Jack? Und auch keiner der anderen?«

»Nein, bestimmt nicht. Warum fragst du dauernd danach?«

Sie berichtete ihm von dem seltsamen Anruf.

»Da hat sich einer einen Witz erlaubt. Was der mit der gemacht hat, ist noch harmlos. Es gibt komische Zeitgenossen, die rufen wildfremde oder ihnen flüchtig bekannte junge Frauen und Mädchen an und packen dann Sachen aus, da wird selbst die Abgebrühteste noch tiefrot. Komm' rüber, wir haben viel Spaß miteinander. Es war überhaupt nichts vorbereitet, es hat sich einfach so ergeben. Das gibt meistens die nettesten Parties. Vielleicht ist das viel netter als das, was wir für den Samstag vorbereitet haben.«

»Okay, Jack«, sagte Cynthia ohne lange zu überlegen. »Du hast recht. Die paar Schritte zu euch sollten mir nicht zuviel sein. Es tut mir ganz gut, ein bißchen Entspannung zu haben. Ich bin gleich drüben.«

»Ich kann dich mit dem Wagen abholen.«

»Aber Jack, die paar Schritte! Das sind nicht mal fünfhundert Meter.«

»Bei dem Wetter…«

»Es gießt nicht wie aus Kannen, es nieselt. Ich mag solches Wetter. Gerade richtig zum Spazierengehen, wenn es nicht zu kalt ist.«

»Du bist ja eine echte Romantikerin!«

»Manchmal ja«, lachte sie und sagte noch: »Bis gleich und vielen Dank für die Einladung!«

Cynthia Moreen machte sich rasch ein bißchen zurecht. Sie ordnete die Haare, zog frisch die Lippen nach, zupfte die Bluse zurecht und löschte dann das Licht in Wohnzimmer und Bad.

Sie griff nach dem Regenschirm im Ständer und verließ die Wohnung.

Ihre Absätze klapperten auf dem Plattenboden, als sie sich der Zauntür näherte. Schräg dem Haus gegenüber befand sich eine Telefonzelle. Darin hielt sich eine Gestalt auf. Ein Fremder! Er hatte eine dunkle Bronzehaut, trug ein offenes Sporthemd und Blue Jeans. Er hatte keinen Menschenkopf: kugelrund und dunkel die Augen, kugelrund der stramme, faltenlose Schädel mit dem starren Kamm…

Es war Jim, der Guuf, den Cynthia Moreen auf die Welt gebracht hatte.

In Jims Augen schimmerte es feucht, und um seinen breiten Mund lag ein schmerzlicher Zug.

*

Er sah ihr nach, wie sie Straße entlangging.

»Mam…«, entrann es seinen zuckenden Lippen.

Er mußte sich ein wenig ducken, um sie mit seinen Blicken aus feucht schimmernden Augen verfolgen zu können. Er beobachtete ihren Gang und die Art, wie sie sich bewegte, wie sie den Schirm aufspannte.

Er wollte die Tür aufreißen, ihr nachlaufen… aber ein innerer Zwang hielt ihn zurück und vereitelte, was er vorhatte.

Er durfte sich nicht zeigen, sie durfte ihn nicht sehen… sie hatte keine Ahnung und würde zu Tode erschrecken.

Ein tiefer Seufzer hob und senkte die Brust des andersgearteten Geschöpfes, in dessen Brust ein menschliches Herz schlug, in dessen Hirn sich menschliche Gedanken formten. Ein Hirn, das zu Stimmungen und Gefühlen fähig war, das Schmerz, Hoffnung und Hilflosigkeit empfand. Enttäuschung…

So gern hätte er ihr Gesicht gesehen. Aber sie war zu weit entfernt. Und als sie noch weiter aus seinem Gesichtskreis wich, huschte er aus der Telefonzelle und lief geduckt von Baum zu Baum, die Stämme und die dunklen Schatten als Schutz benutzend, immer die Augen in Bewegung, um alles sofort und schnell genug zu erkennen.

Aber das Wetter war zu schlecht. Hier in dieser Wohnstraße hielten die Menschen sich in den Häusern auf. Nur hin und wieder rauschte ein Fahrzeug vorbei. Jim war geschickt und inzwischen

erfahren genug, sich zu verbergen.

Der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden. Der Durst brannte wie Feuer in seiner Kehle.

Um die Mittagszeit hatte er von einem Verkaufsstand vor Hunger einige Bananen gestohlen. Das war die einzige Nahrung, die er an diesem Tag zu sich genommen hatte.

Cynthia Moreen alias Jennifer Brown bog vorn um die Straßenecke, und Jim verlor seine Mutter aus den Augen.

Wohin ging sie?

Er lief schnell an den Bäumen entlang, erreichte die Straße und sah, wie sie eine Seitenstraße überquerte, wo einige Bungalows und Einfamilienhäuser standen.

An das Zauntor eines Hauses kam ein Mann, der Cynthia zuwinkte.

Cynthia Moreen wurde auch von den anderen Gästen, die aus dem Hintergrund kamen und Gläser in der Hand hielten, begrüßt.

Jim nahm sich vor, in der Nähe dieses Hauses ein wenig zu schauen, was sich dort abspielte und was seine Mutter dort machte.

Aber so weit kam es nicht mehr.

Vom Ende der Hauptstraße, wo das Telefonhäuschen stand, näherte sich mit hoher Geschwindigkeit ein Fahrzeug.

Jim hielt den Atem an.

Seine Augen verengten sich, und aus seiner Kehle kam ein überraschter, unterdrückter Aufschrei.

Er spürte etwas. Er spürte sie – die Guuf.

Sie wollten etwas von ihm. Seinen Tod! Wie in der Nacht, als er in seiner Kammer erkannte, daß sie ihm auf der Spur waren, und als es nur noch eine Alternative für ihn gab: Flucht.

Er blickte sich gehetzt um.

Wieder blieb ihm nur die Flucht.

Drei, vier Sekunden lang zögerte er und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Er reagierte zu spät.

Da war der Wagen heran.

Hinter dem Steuer saß Clark Longfield, der Mann, bei dem er aufgewachsen war.

Im Fond des Wagens thronten zwei Guuf.

Die Türen flogen auf, die beiden Kugelköpfe stürzten heraus.

Ehe Jim sich versah, waren sie über ihm. Es hagelte Schläge und Tritte. Sie wollten ihn mit einem einzigen Schlag kampfunfähig machen. Aber das gelang ihnen nicht. Es kam zu einem schweren Handgemenge.

Jim wurde zu Boden gerissen. Es gelang ihm, beide Beine hochzustemmen und in die Magengrube eines der beiden Angreifer zu jagen.

Da riß der andere sein Schwert heraus. Die Schneide zischte durch die Luft. Aus den Augenwinkeln nahm Jim die Bewegung wahr und duckte sich noch. Aber zu spät!

Die Klinge fuhr in seine Seite, und brennender Schmerz jagte durch Jims Körper.

*

Er taumelte. Seine Hände preßten sich gegen die nässende Wunde.

Der eine Angreifer rollte zur Seite, den anderen sprang Jim in Todesangst an.

Da wurde die Vordertür aufgerissen. Und erst jetzt erkannte Jim, daß noch ein dritter Guuf mitgekommen war.

Da rannte Jim einfach los. Er jagte über die Straße, ohne auf seine brennende Wunde zu achten und stürmte auf das Zauntor zu, hinter dem Cynthia Moreen verschwunden war. Die Verfolger hinter ihm her.

*

An der Straßenkreuzung mit dem Fußgängerübergang lag ein Mann und wand sich in Schmerzen.

Hellmark war sofort bei ihm und ging in die Hocke. Mit einem Blick erkannte er, daß die Brust des Mannes mit einer Waffe durchbohrt worden war.

Der Fremde lebte noch, aber ebenfalls mit dem Blick des erfahrenen Kämpfers erkannte Björn, daß hier nicht mehr viel zu machen war.

Der Mann atmete schnell und flach, seine Augenlieder zuckten.

»Schweine… elende Schweine«, stieß er hervor.

»Ein Wagen… Chrysler… dunkelblau… Hier ’runtergefahren…« Er deutete ein Nicken an. »Stand hier an der Kreuzung… ich bin fremd hier, wollte eine Auskunft… beugte mich nach unten… unheimliche, maskierte Männer… runde Köpfe… furchtbare Augen, Maul… Echsenkamm… einer stieß sein Schwert durch das geöffnete Fenster, als ich sie wahrnahm und…«

Schwach war die Stimme nur noch.

Aus einer Seitenstraße kam ein Ehepaar, das seinen Hund ausführte. Aus dem Restaurant hinter Hellmark lief die Bedienung, die ebenfalls auf den Schrei aufmerksam geworden war.

»Arzt! Polizei! Schnell!« brüllte Hellmark, sich an die Regeln haltend. Unter normalen Umständen hätte er auf eine nur für ihn mögliche Weise gehandelt. Er hätte den Schwerverletzten sofort mittels Macabros in das nächstbeste Krankenhaus teleportiert.

Das erübrigte sich.

Der Mann bäumte sich auf, seine Augen brachen. Er war tot.

*

Die Guuf waren da! Und sie hatten einem Menschen, der sie durch Zufall wahrnahm, kurzerhand das Schwert in den Leib gestoßen.

Als in der Ferne das Sirenengeheul des alarmierten Polizeifahrzeugs erklang, lief Hellmark schon über die Straße und verschwand hinter den Alleebäumen Richtung Hauptstraße, die der Sterbende als vermutlichen Fahrweg der Mörder angegeben hatte.

Björn ließ Macabros entstehen.

Zusammen verschwanden sie am anderen Ende der Straße. Er blickte sich um.

Und da meinte er, seinen Augen nicht trauen zu können: da, an der nächsten Straßenkreuzung stand der Chrysler mit laufendem Motor und abgeblendeten Scheinwerfern.

Der Wagen war leer. Drei Häuser weiter sah man Schatten und Bewegung in einem Garten und hörte Hilferufe…

*

Jim rief.

Der junge Guuf lief den Plattenweg nach hinten und sprang die schmalen Stufen hoch, die auf die Terrasse führten.

Drei seiner Rassegenossen jagten hinter ihm her.

Es war erstaunlich, woher dieser Verletzte die Kraft nahm, den Vorsprung zu halten. Todesangst und Ratlosigkeit aber mobilisierten Kräfte in ihm, zu denen nur jemand fähig ist, der keine andere Möglichkeit mehr sieht.

Er erreichte die Terrasse.

Von hier führten Treppen nach unten in einen Vorraum vor dem Keller.

Dort brannten bunte Lampions, von dort erschollen fröhliche Stimmen. Gläser klirrten und beschwingte Musik erklang…

Jim taumelte die Stufen nach unten.

Wie Schatten die anderen hinter ihm her. Die Tür zum Partykeller stand weit offen.

Dort waren die Freunde Cynthia Moreens – dort war Cynthia selbst.

Jim schrie. Sein Schrei ließ die Köpfe der Partygäste herumwirbeln. Die Frauen sprangen auf – außer Cynthia. Die schraubte sich in die Höhe wie in Trance, als sie das Wesen im Türrahmen erblickte.

Sie bekam nicht mit, daß in der allgemeinen Verwirrung und dem

Geschrei Gläser und Flaschen und Stühle umstürzten. Sie hatte nur Augen für das Wesen im Türrahmen.

»Helft mir! Sie sind hinter mir her. Sie wollen mich auf die andere Seite holen! Dort will ich nicht hin!« In höchster Erregung sprudelte es aus seinem Mund. »Ich gehöre hierher… zu dir… Mutter. Hilf mir! Hilf mir!«

Er stürzte in den Raum. Ein Stuhl flog zur Seite.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Die Guuf stürzten in den Raum und warfen sich auf Männer und Frauen. Im Nu war ein wildes Handgemenge im Gang.

Jim taumelte an der Wand entlang, und Cynthia Moreen stand da wie erstarrt und war unfähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

Die anderen schrien und liefen durcheinander. Stühle wurden emporgerissen und zerschmetterten auf den Köpfen derer, die man sich als Ziel genommen hatte. Die kampferprobten und eiskalt handelnden Guuf tobten wie ein Orkan, zerstörten und töteten.

Vor Cynthia Moreens geistigem Auge tauchte die gar nicht so weit zurückliegende Vergangenheit wieder auf.

Der Kampf der Kugelköpfe… ihre Entführung… die Anwesenheit in einer Welt, die sie stets in ihren Alptraum verbannt hatte…

Ein Guuf sprang auf den Tisch. Sein Schwert wirbelte herum. Es durchbohrte Jack, der keine Gelegenheit mehr hatte, rechtzeitig aus der Gefahrenzone zu fliehen.

Der Unheimliche mit dem runden Kopf und dem Echsenkamm, dem dunkelblauen, pelzigen Lendenschurz, sprang auf Cynthia Moreen zu.

Jim sah das. Er stieß sich von der Wand ab und nahm keine Rücksicht auf seine Schmerzen und seine Verletzung. Er fürchtete, durch die Verletzung zu sterben. Er hatte nicht nur Hilfe hier erwartet, sondern vor allem nur eine Hoffnung sich erfüllen wollen: noch mal die Frau zu sehen, von der er immer geträumt hatte und von der ihm bekannt geworden war, daß es sich um seine Mutter handelte.

Sie wurde bedroht. Sie durfte nicht sterben.

Alle seine Kräfte zusammennehmend, riß er einen Stuhl empor und donnerte ihn mit aller Kraft dem Angreifer in den Rücken, als der – das Schwert zückend – auf die bleiche und erstarrte Cynthia Moreen zusprang.

Der Stuhl knallte dem Angreifer zwischen die Schulterblätter, ließ ihn ruckartig herumwirbeln und gleichzeitig in die Knie gehen.

Jim hielt noch ein Stuhlbein in der Hand. Das knallte er dem Guuf mitten ins Gesicht. Es gab ein Geräusch, als ob trockene, pergamentartige Haut über einem Hohlraum platzen würde.

Es gab ein fauchendes Knallgeräusch.

Der Getroffene riß die Arme hoch, sein Kopf sackte zurück in den fleischigen Nacken. Das Schwert rutschte ihm aus der Hand und landete auf dem Tisch. Der Guuf selbst torkelte und fing sich aber nochmals. Die Ohnmacht, die ihn für einen Sekundenbruchteil umfangen hielt, schüttelte er ab wie einen kalten Wasserguß.

Jim bückte sich, um nach dem Schwert zu greifen. Da tauchte einer der Guuf auf und machte der Auseinandersetzung ein Ende. Jim erhielt einen Schlag gegen den Hinterkopf, daß er auf der Stelle zusammenbrach und wie ein voller Sack in die Arme seines Widersachers fiel. Der riß ihn von der Tischplatte, warf ihn sich über die Schulter und jagte die Treppe nach oben.

Vor Cynthia Moreens Augen begann alles zu kreisen.

Das Ganze war zuviel für sie.

Die Schreie der Verletzten, das Stöhnen der Sterbenden… Blut und Entsetzen, Angst und Verzweiflung, und: Panik.

Dies äußerte sich im Zusammenbruch ihrer Nerven.

Es wurde schwarz vor ihren Augen.

Mit dem Rücken gegen die Wand stehend, rutschte sie langsam in die Tiefe. Ihre Augen waren weit aufgerissen, doch sie nahm nichts mehr wahr.

Sie sah und hörte nichts mehr. Und das war gut so.

*

Die Eindringlinge ließen Blut und Verwüstung zurück.

Sie hatten erreicht, was sie erreichen wollten. Der Aufwand und die Opfer, die dieser Einsatz auf der Seite der Unschuldigen und Ahnungslosen gefordert hatte, interessierte sie nicht weiter.

Sie waren kalt und herzlos und verfolgten nur das eigene Ziel.

Keiner der Guuf war ernsthaft verletzt.

Ehe die ahnungslosen Partygäste begriffen hatten, worum es ging, war alles schon vorbei.

Mit den bewußtlosen Gefangenen jagten sie die Treppe hoch, den Gartenweg zurück – als sich ein neuer Feind ihnen entgegenstellte, der hart und konsequent eingriff, der erkannte, was hier gespielt wurde und dem es darauf ankam, das Unheil nochmals abzuwenden.

Björn Hellmark!

Mit bloßen Händen stand er da.

Das »Schwert des Toten Gottes« hatte er auf Marlos zurückgelassen. Die Dämonenmaske trug er bei sich. Aber er setzte sie nicht auf, wohl wissend, daß sie hier bei den Dienern des Schattenfürsten nicht angebracht war.

Aber er hatte einen guten Verbündeten: Macabros.

Und seinen Doppelkörper setzte er ein.

Zuerst griff Björn zu. Seine Rechte knallte dem ersten Ankömmling unter das runde Kinn. Der Kopf des Getroffenen flog zurück, als hätte ihn ein Pferd getreten.

Da war Hellmark am zweiten, während sich der erste noch schüttelte und versuchte, die Benommenheit wegzukriegen. Er sackte in die Knie.

Aber Björn hatte es nicht mit Unerfahrenen zu tun. Die Guuf verstanden sich auf Krieg und Kampf, und sie waren erstaunlich widerstandsfähig.

Hellmark konnte zwar einen zweiten Haken austeilen und den Guuf daran hindern, sein Schwert zu ziehen. Doch in der Zwischenzeit hatte sich der erste schon wieder so weit erholt, daß er sein Kampfschwert herausriß und aus dem Hinterhalt Hellmark damit angriff.

Instinktiv warf Björn sich zur Seite. Der Stoß mit der Waffe ging ins Leere.

Da zog der zweite sein Schwert. Die beiden Guuf sprangen Hellmark an und trieben ihn auf dem Plattenweg zurück.

Macabros entstand – hinter dem einen Angreifer, der sein Schwert wie einen Speer packte und es auf Hellmark schleudern wollte, um dem Ganzen so schnell wie möglich ein Ende zu bereiten.

Da griff Björns Doppelkörper ein.

Macabros' Hände legten sich um den Hals des Kriegers und drückten zu. Der wehrte sich verzweifelt. Sein bronzefarbener Kopf lief puterrot an, die dunklen Augen schienen aus den Höhlen zu treten, der Kamm wurde violett-schwarz wie der unheilbringende Himmel über der Talsenke zwischen den bizarren Bergen, wo Garco und seine Truppen ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Den einen Gegner hielt Macabros in Schach.

Da nützte es dem Guuf auch nichts, daß er über genügend Sauerstoffreserven in seinen Lungen verfügte, um nochmal einen Ausfallversuch zu machen. Mit beiden Händen riß er das schwere und große Schwert nach hinten, um seinem Gegner den Schädel zu spalten.

Die Schneide konnte nichts ausrichten. Der Macabros-Körper bestand aus einer ätherischen Substanz. Die war unverletzlich. Die Schneide klatschte wie in eine überdimensionale Wattekugel.

Björn ließ den anderen Gegner, der wütend auf ihn einschlug, nicht aus den Augen. Die Beweglichkeit und Elastizität seines sportlich durchtrainierten Körpers kam ihm zugute.

Hellmark rochierte ständig und bot dem Schwertkämpfer keine Gelegenheit, ihm die Waffe in den Leib zu rammen.

Hellmark und Macabros beschäftigten zwei Krieger. Der dritte, der den verletzten und ohnmächtigen Jim davontrug, fiel als

Kampfgefährte aus. Sein Ziel war das Auto.

Das kam mit aufheulendem Motor die Straße herunter.

Der Fahrer sah, was los war. Und von dieser Seite rechnete Hellmark nicht mit einer Gefahr. Das war ein Trugschluß. Clark Longfield wußte, was für ihn auf dem Spiel stand. Er wollte nicht so enden wie die beiden Verräter, die dem Femgericht und den Schnäbeln der unheimlichen Bergvögel zum Opfer gefallen waren.

Die Bilder standen unauslöschlich in seinem Bewußtsein. Und unter der Einwirkung dieser Bilder und der Erwartung, daß bei einem Versagen sein Schicksal auf diese Weise besiegelt wurde, handelte er.

Kurzsichtig – und mechanisch.

Da war der Fremde. Groß, blond, breitschultrig, mit schmalen Hüften. Er drehte ihm den Rücken zu und lockte den Schwertkämpfer praktisch auf die Straße hinaus, weg vom Haus…

Longfields Reaktion veränderte die Situation von Grund auf.

Er gab Gas. Der dunkelblaue Chrysler jagte wie ein Geschoß auf den Bürgersteig, durchbrach den dunklen Lattenzaun, daß die Fetzen flogen, und Hellmark konnte nicht mehr rechtzeitig zur Seite springen oder Macabros blitzartig herüberholen, um sich aus der Gefahrenzone zu bringen.

Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Björn wurde förmlich auf die Kühlerhaube gegabelt und flog wie eine Puppe seitlich über den rechten Kotflügel, genau auf die Hauswand zu.

Der Aufprall war beachtlich. Es ging alles so schnell, daß er nicht mehr begriff, was eigentlich passierte.

Er schlug mit dem Hinterkopf gegen das Haus.

Longfield bremste den Wagen scharf ab, der mit quietschenden Reifen zum Stehen kam.

Hellmark rührte sich nicht mehr. Im gleichen Augenblick löste sich auch Macabros wie ein Nebelstreif auf.

*

Die Guuf rappelten sich auf. Der Jim davonschleppte, schob die Last gewalttätig in das Innere des Chrysler.

Der Guuf, den Macabros gewürgt hatte, taumelte halbblind auf das Fahrzeug zu und ließ sich neben den Fahrer nieder. Der legte den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Holzsplitter und Erde spritzten unter den sich drehenden Reifen durch die Luft, knallten gegen Fenster und Hauswand und spritzten in Büsche und Sträucher.

In halsbrecherischer Fahrt jagte Longfield, maskenhaft starr wie ein Hypnotisierter, hinter dem Steuer sitzend, die Straße entlang und fuhr erst dann wieder normal, als er weit genug vom Ort des

Geschehens entfernt war, um nicht unnötig durch seine Fahrweise aufzufallen.

Es war geglückt. Die Mission war beendet – war fast beendet!

Jetzt noch zum Flugplatz, wo sein Freund wartete, dann der Rückflug… Ehe der Morgen graute, würde Jim wunschgemäß in Garcos Händen zum Femgericht sein. Er, Longfield, hatte dann mit alledem nichts mehr zu tun. Das Loch zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, zwischen der Welt Xantilon und dem Keller der Klinik würde sich dann endgültig wieder schließen.

*

Als Cynthia Moreen die Augen aufschlug, sah sie die verwüstete Umgebung, aber sie wußte nicht mehr, wie das alles zustandegekommen sein könnte.

Sie erhob sich, krabbelte über den Tisch und zerschmetterte Stühle und wunderte sich über die Toten und Verletzten, ohne sich jedoch seelisch oder körperlich für sie zu engagieren.

Das namenlose Grauen war zuviel gewesen für sie.

Cynthia Moreen stand unter einem Schock, der ihr gesamtes Bewußtsein, ihre Erinnerung und ihr Denken blockierte.

Sie verließ das Haus wie eine ferngesteuerte Marionette und lief den Plattenweg zum Ausgang entlang, der ebenfalls verwüstet war. Longfields Fahrzeug hatte das Tor und einen Teil des Zauns in Kleinholz verwandelt.

Vor der Hauswand lag ein Mensch.

Cynthias Augen wurden schmal. Sie ging auf ihn zu, während aus den Nebenhäusern Nachbarn rannten und sich um das Geschehen kümmerten.

Cynthia Moreen lächelte. Irgendetwas an dem Mann, der reglos mit einer Platzwunde am Kopf im Gras lag, kam ihr bekannt vor.

»Kaphoon?« murmelte sie, und es klang wie ein Hauch. Das war der Mann, von dem sie so oft geträumt hatte. Irgendetwas in ihrer Erinnerung kam nun doch an die Oberfläche, und sie setzte sich neben den Mann auf dem Boden, nahm seine beiden Hände in ihren Schoß und begann sie zärtlich zu streicheln, während ein Nachbar mit bleichem Gesicht aus dem Partykeller stürzte und gellend nach Polizei und Ambulanzwagen rief.

»Das ist ja gräßlich!« gurgelte er. »Ein Blutbad… Ein Massaker… Da war ein Wahnsinniger am Werk!«

*

Die Polizei kam. Ambulanzwagen rauschten heran.

Die Helfer in den weißen Kitteln hatten alle Hände voll zu tun.

Da gab es niemand, der nicht ärztlich hätte versorgt werden müssen. Für drei Teilnehmer der Party in dem für Samstagabend vorbereiteten Keller allerdings kam jede Hilfe zu spät.

Aus den Mündern der Verletzten hörten die Polizisten eine erste Darstellung. Und die Geschichte kam ihnen zu phantastisch vor, als daß sie sie hätten glauben können.

Offenbar standen alle noch unter einem Schock.

Alle wurden ins Krankenhaus gebracht.

Auch Cynthia Moreen, die nicht von Hellmarks Seite wich, in dem sie Kaphoon erkannt zu haben glaubte. Sie erzählte den Männern, die sie begleiteten, von einer fremden Welt, von der Gefahr, die dort lauerte… von den Kugelköpfen… und von Kaphoon, immer wieder von Kaphoon, der nicht sterben dürfe…

*

In der Nacht schlug er zum ersten Mal die Augen auf.

Gleich darauf war eine Schwester an seinem Bett.

»Wo bin ich, was ist passiert?« waren Hellmarks erste Worte.

Die dunkelhaarige Frau mittleren Alters lächelte ihm zu. »Sie liegen im Krankenhaus, sie hatten einen Unfall. Zum Glück nichts Ernstes. Sie haben eine Platzwunde und eine kleine Gehirnerschütterung davongetragen. In ein paar Tagen sind Sie wieder auf den Beinen. Aber jetzt müssen Sie Ruhe halten.«

Das war nur ein Teil der Wahrheit. Die andere Hälfte konnte sie nicht wissen, nicht ahnen.

Er fühlte einen Druck im Kopf und wußte, daß es das beste war, den Anordnungen der Schwester Folge zu leisten. Aber das hielt ihn nicht davon ab, gezielte, klare Fragen zu stellen.

Die Schwester erteilte ihm Auskunft, so weit sie es konnte. Und den Rest konnte Björn sich selbst zusammenreimen. Dies erst recht, als er von einer Frau erfuhr, die sich Cynthia Moreen nenne und ihn als Kaphoon bezeichne.

Cynthia warf alles durcheinander. Bis zur Stunde war es den Ärzten dieses Hospitals nicht gelungen, Ordnung in ihre wirren Erzählungen zu bringen.

Hellmarks Gesicht war wie aus Stein gemeißelt. Er war zu spät gekommen, verdammt…

Jim, der Guuf aus Longfields Klinik… das Blutbad… der Unfall… die Flucht der anderen.

»Wie spät ist es?« fragte er mit rauher Stimme.

»Gleich drei Uhr morgens…«

Sein Kopf war umwickelt mit einem dicken Verband.

Zweitausend Meilen, überlegte er angestrengt, und er merkte, wie ihm das Denken schwerfiel. Sie können es schon hinter sich haben…

Er konnte nachvollziehen, was sich ereignet hatte, nachdem es Longfield gelungen war, ihn auszuschalten. Der Schock und die Verletzung hatten das Unterbewußtsein seines Körpers reagieren lassen. Macabros war ohne sein Dazutun sofort aufgelöst worden.

Die Aufrechterhaltung seines Doppelkörpers hätte dem Originalkörper weitere Kraftreserven abverlangt. Diese Kraftreserven aber brauchte er, um die Verletzung und den Schock zu überstehen.

Im letzten Augenblick waren ihm die Felle davongeschwommen.

Oder war noch Zeit?

Er konzentrierte sich auf den Ort, den Al Nafuur ihm angegeben hatte, wo Longfields Klinik stand.

Sein Doppelkörper… würde er ihn entstehen lassen können?

Es kostete ihn Anstrengung, viel Kraft und äußerste Konzentration.

Er empfing andere Eindrücke.

Ein fremdes Zimmer, wohnlich eingerichtet… Tisch… Sessel… eine Couch… Bilder an der Wand.

Eine große Fotografie von Cynthia Moreen, Jims Mutter! So wie sie damals aussah… daneben eine Aufnahme, etwas verschwommen, die mit einer Kleinbildkamera gemacht worden war. Die Aufnahme war von einem nicht sehr glücklichen Standort aus gewählt. Sie zeigte Cynthia Moreen mit ihrem veränderten Aussehen. So hatte sie ein Privatdetektiv entdeckt.

Menschen…nein, nur einer! Das andere waren Kugelköpfe!

*

Sie hatten es eilig.

Etwas drängte sie.

Sie liefen auf die Wand zu, auf der die Umrisse des magischen Spiegels von der anderen Seite gezeichnet waren.

Jim war benommen und schwach. Der Blutverlust war inzwischen durch Longfield gestillt worden. Jim würde über den Berg kommen – aber nur, um dem Femgericht seiner Rassegenossen ausgeliefert zu werden.

Einer der Guuf lief auf die Wand zu und tauchte zwischen dem dunklen Rahmen aus Kreide ein. Die Oberfläche der Wand schimmerte matt, als ob ein schwaches, polarisierendes Licht darauf spiele.

»Schnell, schnell!« Der Kopf des Guuf tauchte wieder auf, der eben in der Wand verschwunden war. »Es läßt schon nach! Sie haben sich verrechnet. Wir können es noch schaffen!«

Sie stießen Jim nach vorn. Longfield stand mitten im Raum, neben ihm einer der bewaffneten Guuf.

Der eine zog Jim in die Wand, der andere versetzte ihm einen Stoß.

»Los!«

Da befand sich plötzlich noch eine Gestalt inmitten des Raums, genau zwischen Longfield und der Wand, durch die Jim zur Hälfte verschwunden war.

Macabros!

Hellmarks Doppelkörper packte zu. Jim wurde von zwei starken Händen zurückgerissen.

Ein Aufschrei kam aus dem Mund eines der Guuf.

Kaum daß Hellmark Jim zur Seite gerissen hatte, versetzte er dem Eindringling aus der Vergangenheit Xantilons einen Stoß, der diesen nach vorn schleuderte. Langsam und wie in Zeitlupe verschwand der Guuf darin.

Da stimmte etwas nicht! Die magische Projektion wurde schwächer! Die Guuf hatten sich verrechnet! Die Notbrücke funktionierte gerade noch und baute sich ab!

Macabros nutzte die Chance. Er brachte Jim aus dem Gefahrenbereich.

Der Guuf an Longfields Seite registrierte mit sichtbarem Erschrecken, daß sich das Tor in der Tat auflöste. Das war auch daran zu erkennen, daß die nachgezogenen Umrisse verblaßten, daß die magischen Zeichen und Symbole weniger wurden, als ob eine unsichtbare Hand sie langsam auswische.

Da warf sich der letzte noch anwesende Guuf mit einem Aufschrei nach vorn. Aber nicht allein! Er packte den verdutzten und verwirrten Longfield am Arm und riß ihn mit sich auf die Wand zu.

»Was soll das? Ich habe – meinen Auftrag erfüllt, ich…«

Er flog unter der harten, schnellen Bewegung auf die Wand zwischen den verblassenden Linien zu. Er stand seitlich, so daß noch genügend Platz vorhanden war, dem Guuf das Eintauchen zu ermöglichen. Und der wollte ihn mitzerren hinüber in die Welt, wo Garco auf die Erfolgsmeldung wartete.

Zur Hälfte tauchte Longfield ein. Er schrie wie von Sinnen.

Zu zwei Drittel!

Da war Macabros da! Er versuchte noch, Longfield zu retten und packte den Arm, der aus der Wand ragte.

Er hätte es geschafft, den Eintauchenden zurückzureißen. Aber da brach die magische Projektion endgültig zusammen.

Longfield war auf der anderen Seite, bis auf die rechte Hand und das daran befindliche Armgelenk, die wie anklagend aus der Wand in das Zimmer auf dieser Seite der Welt herausragte.

*

Das polarisierende Licht verschwand, der nachgezogene Rahmen war nicht mehr zu sehen.

Die Wand war wieder so wie in jener Nacht vor dem Blitzangriff der hier eindringenden Guuf.

Jim lehnte gegen die Wand an der entgegengesetzten Seite des Raums und ließ sich ächzend auf die Couch fallen.

Die Blicke der beiden so unterschiedlichen Menschen begegneten sich.

Macabros stand vor Jim.

»Die Häscher sind fort, und wenn es stimmt, was mir bekannt ist, dann ist nicht damit zu rechnen, daß sie eine zweite Gelegenheit haben werden, Jim, dich zu holen… hier kannst du nicht bleiben…«

»Das weiß ich«, entgegnete Jim mit schwacher Stimme. »Ich habe keine Heimat, vielleicht wäre es besser gewesen…«

»Nein, du wirst eine Heimat haben. Und es wird auch der Tag kommen, da dich die anderen so sehen können, wie du jetzt bist. Dein Äußeres ist uns ungewohnt… aber du hast Geist, Vernunft – und ein Herz. Du bist trotz allem ein menschliches Wesen. Man wird auch dein Äußeres ertragen können… irgendwann ist die Zeit dazu reif. Bis dahin aber wirst du eine Heimat haben, die dir Schutz bietet…«

*

Die Ereignisse in Memphis wirbelten Staub auf. Und sie blieben ungeklärt.

Die Ereignisse in der Klinik von Dr. Longfield blieben es nicht minder.

Als der Chefarzt auch am zweiten Tag nicht auftauchte, begann die Suchaktion. Man stieß auf den Kellerraum, in dem er sich so oft bis in die Nacht hinein aufgehalten hatte.

Man entdeckte dabei die rechte Hand Longfields im Mauerwerk. Welch grausiges Verbrechen war hier geschehen. Es lag auf der Hand: Longfield war hier unten unbemerkt ermordet und in die Wand eingemauert worden.

Diese Theorie ließ sich nicht länger aufrechterhalten, als die Polizei veranlaßte, daß die Mauer eingerissen wurde.

Nur die am Handgelenk abgebrochene und eingetrocknete Hand war zu finden, obwohl man Stein für Stein aus der Wand herauslöste!

Wo war Dr. Clark Longfield?

In einer anderen Welt, angekettet an einem zerklüfteten Felsblock, der Rache Garcos, des grausamen Heerführers ausgeliefert…

Longfields Kopf war auf die Brust gesunken.

Oben kreisten die dunklen, unheimlichen Vögel mit den

Schlangenhälsen.

Das aber sah Clark Longfield nicht mehr.

Sein Leidensweg war zu Ende…

ENDE